



**alpenrosen**

Jahresschrift für Frauenkultur 2012



**alpenrosen**  
Jahresschrift für Frauenkultur 2012

Impressum

© **alpenrosen** 2012  
alle Rechte bei den Autorinnen

Autonome Provinz Bozen – Südtirol  
Abteilung Deutsche Kultur  
Andreas-Hofer-Straße 18  
I-39100 Bozen

[kultur@provinz.bz.it](mailto:kultur@provinz.bz.it)

Konzept, Redaktion und Projektleitung  
Susanne Barta

Fotos  
Jasmine Deporta

Umschlagbild außen und innen  
Barbara Tavella

Grafisches Konzept und Gestaltung  
Gino Alberti

Druck und Herstellung  
Tezzele Print by Esperia / Bozen

Diese Publikation erscheint einmal jährlich.  
Auflage: 6.000

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die **alpenrosen** machen Kunst und Kultur von Frauen erlebbar! Bereits zum fünften Mal erscheint die Zeitschrift zum Internationalen Tag der Frau. In der Kunstszene Südtirols hat sie bereits ihren Platz. Mittlerweile sind die einzelnen Ausgaben der **alpenrosen** zu beliebten Sammelobjekten unter Frauen geworden.

Diese Jahresschrift für Frauenkultur vermittelt weit mehr als nur Eindrücke aus dem Leben und Arbeiten von Frauen, sie zeigt Lebenswege von Frauen auf, die ihren Talenten, Träumen und Sehnsüchten nachgehen. Sie berichtet von Frauen, die in verschiedenen Bereichen aktiv sind und sich mit großer Energie für Kunst, Kultur und Forschung engagieren. Die **alpenrosen** bilden daher einen wichtigen Beitrag zur Geschichte und Gegenwart von Frauen in Südtirol.

Ich danke der Redaktion und wünsche mir, dass diese Zeitschrift wieder viele Leserinnen und Leser findet, denen die Lebensbilder der porträtierten Frauen Ansporn und Motivation für das eigene Tun und Handeln sind.



Sabina Kasslatte Mur  
Landesrätin

## Editorial

Beim Lesen der Interview-Portraits dieser Ausgabe sind mir zwei Dinge aufgefallen: mit wie viel Energie und Durchhaltevermögen diese Frauen an dem arbeiten, was Ihnen wichtig ist; und zwar mit einer Leidenschaft, die weit über ein rein berufliches Engagement hinausgeht. Und, dass sie dafür auch bereit sind, viel auf sich zu nehmen, nicht selten schwierige, geradezu prekäre berufliche Rahmenbedingungen. Die Freiheit, das Eigene zu tun, steht im Vordergrund. Die Konturen zwischen Beruflichem und Privatem verschwimmen, Leben und Arbeit lassen sich selten voneinander trennen. Nadia Kammerer zum Beispiel, Südtirols erste DJane, entwickelt mit dem von ihr mitbegründeten Kollektiv „wupwup“ neue, interdisziplinäre Unterhaltungsformate, die nicht nur Spaß machen, sondern dem Publikum auch etwas mitgeben sollen; ihre Lebenskosten kann sie davon aber nicht bestreiten. Oder Katharina Hohenstein und Sonja Steger, die mit der Meraner Kunst- und Kulturzeitschrift „vissidarte“ wertvolle Kulturarbeit leisten, ehrenamtlich. Oder die Gadertaler Künstlerin Barbara Tavella, die ein Leben für die Kunst lebt. „Manchmal mache ich nebenbei ein paar Graphikarbeiten, gebe Abendkurse oder mache Projekte in Schulen und mit allem zusammen kann ich überleben.“ Oder Sabine Funk, die aus Überzeugung freiberuflich arbeitet, da sie Wert darauf legt, sich ihre Zeit so einzuteilen, wie sie möchte und gelernt hat, mit finanzieller Unsicherheit und wenig Geld zu leben. Daran ließe sich jetzt eine lange Diskussion anschließen, über weibliche und männliche Biographien, über Arbeiten im Kulturbereich, über nach wie vor von klaren Machtverhältnissen gekennzeichnete gesellschaftliche Rahmenbedingungen. Dass diese Diskussionen zu führen sind, steht außer Frage. Hier jedoch nur ein Gedanke: die „Krise“ wird viel verändern, Berufliches und Privates. Mehr als je zuvor, wird es darum gehen, eigeninitiativ, mutig, lösungsorientiert, flexibel, kreativ und eigenwillig zu agieren; und vor allem einen langem Atem zu haben. Und all das haben diese Frauen.

Die fünfte Ausgabe der **alpenrosen** versammelt wieder zehn Interview-Portraits von interessanten Kulturfrauen, dazu zwei literarische Texte: Helene Flöss hat einen „Monolog einer Greisin“ verfasst und Birgit Unterholzner schreibt in „Wüstenrosen“ über eine eindrückliche Reise.

Außen wurden die **alpenrosen** von Barbara Tavella gestaltet, innen von Gino Alberti und fotografiert hat die junge Designstudentin Jasmine Deporta.

Ich danke allen, die an dieser Ausgabe mitgearbeitet haben und diese **alpenrosen**, wie ich hoffe, wieder zu einer anregenden Lektüre für Sie machen. Und Ihnen dabei einen vielfältigen Blick bieten, hinter die Kulissen der für eine Gesellschaft unverzichtbaren Kulturarbeit.

Ihre  
Susanne Barta

## Inhalt

- 6 Interview Barbara Tavella
- 10 Interview Nadia Kammerer
- 14 Interview Gabriella Serra di Cassano
- 18 Text Wüstenrosen  
Birgit Unterholzner
- 22 Interview Sabine Funk
- 26 Interview Brigitte Mazohl
- 30 Interview Marion Piffer Damiani
- 34 Interview Alissa Thaler
- 38 Text Ausschnitt aus: Monolog einer Greisin  
Helene Flöss
- 42 Interview Katharina Hohenstein / Sonja Steger
- 46 Interview Elfriede Kehler
- 50 Interview Ganes
- 54 Biografien

# Barbara Tavella

Die Gadertaler Künstlerin erzählt Geschichten. Persönliche Geschichten, die aber weit über das Persönliche hinausgehen. Ihre Figuren wirken wie zusammengesetzte Puppen, sie ziehen die Betrachter in das Bild hinein, geben aber ihr Geheimnis nicht preis. Alles beginne in ihrem Inneren, meint Barbara Tavella. Ihre Kunst ist eine Suche mit sich und anderen zu kommunizieren. Und die Suche nach einer Sprache, die der Frau von heute entspricht.

**Sie leben zurückgezogen im Gadertal. Brauchen Sie diese Ruhe, um arbeiten zu können?**

Mir ist erst seit kurzem bewusst, dass ich das brauche. Bis vor einem Jahr dachte ich immer, ich muss weg, um arbeiten zu können. Dabei bin ich doch nie länger weg gegangen. Und jetzt ist mir klar geworden, dass diese Zurückgezogenheit eine Herausforderung für mich ist.

**Wohin wollten Sie denn?**

In die Stadt. Und möglichst weit weg. Ich habe nie gemerkt, dass mir die Berge gut gefallen. Vielleicht liegt es daran, dass ich nun älter bin. Meine Lebensumgebung gehört zu mir und meine Beziehung zur Landschaft hier ist heute sehr bewusst und intensiv. Ich fahre zwar immer noch gerne weg, doch habe ich eine größere innere Ruhe gefunden und vielleicht auch so etwas wie Heimat. Das Wort Heimat beschäftigt mich jedenfalls wieder.

**Was ist Heimat für Sie?**

Heimat ist etwas, wogegen ich immer gekämpft habe. Doch irgendwann habe ich gespürt, dass Heimat ein Ort sein kann, der mir Sicherheit gibt, wobei ich aber nicht mein Dorf meine. Vielleicht sind es die Berge, die Natur an sich. Die Ähnlichkeit zwischen der Landschaft im Gadertal und meinem Charakter wird mir dabei immer klarer.

**Wie würden Sie diese Ähnlichkeit beschreiben?**

(lacht) Ich glaube zum Beispiel, dass ich sehr sicher auftreten kann und vergleiche das mit der Präsenz der Berge. Dahinter aber verberge ich meine Schüchternheit und da sind wir ja schon wieder beim Berg. Die Berge sind also in meinem Leben sehr präsent.

**Gehen Sie gerne in die Berge?**

Ich bin zwar immer in die Berge gegangen, aber ich wusste nicht, dass ich das gerne mache. Früher war das vor allem mit Sport verbunden, das hat jetzt gar keine Bedeutung mehr für mich. Das Gehen ist mir ein Bedürfnis geworden, ich suche dabei eine Stimmung, wo so etwas wie eine Verwandlung stattfinden kann. Manchmal habe ich das Gefühl, dass sich mein Körper nach innen stülpt und ich in

eine andere Welt und mir dabei näher komme. Früher dachte ich, die Berge schließen alles ab, dann habe ich aber bemerkt, wie weit die Aussicht von oben sein kann.

**Schöpfen Sie daraus Kraft für Ihre künstlerische Arbeit?**

Die Bewegung ist sehr wichtig für meine Arbeit und meinen Alltag. Nicht nur der Körper, auch meine Gedanken und Empfindungen werden dadurch in Bewegung gesetzt.

**Wollten Sie immer schon Künstlerin werden?**

Ich kann mich nicht daran erinnern, dass ich jemals etwas anderes werden wollte. Ich habe meinen Vater sehr verehrt, er hat gemalt und restauriert. Als Kind habe ich viel Zeit in seiner Werkstatt verbracht, hab Fruchtsaftflaschen angemalt und sie dann verkauft. Ich war ein ruhiges, schüchternes Mädchen und auf diese Weise konnte ich mich ausdrücken. Dann musste ich mich allerdings sehr durchsetzen, um nach Gröden auf die Kunstschule gehen zu können. Meine Mutter wollte aus mir eine Krankenschwester machen. Mein Vater war zwar von der Kunst begeistert, nicht aber vom Ambiente der Kunstschule. Ich habe mich durchgesetzt, denn mir war klar, dass ich genau das will.

**In ihrer künstlerischen Praxis setzen Sie sich in erster Linie mit der weiblichen Figur, dem weiblichen Körper auseinander. Worum geht es Ihnen dabei?**

Um den Körper als Sprache. Kunst ist für mich vor allem sinnlich und der Körper bringt mich auf eine sinnliche Sprache. Deswegen benütze ich auch die Figur, die Puppe als Abbild des Körpers, um etwas auszusagen. Der Körper ist mir auch als Behälter wichtig, als Hülle für das, was drinnen ist. Er hilft mir, das Innere auszudrücken und Verwandlungsprozesse zuzulassen.

**Sie gehen weniger konzeptuell als intuitiv an Ihre Arbeit heran?**

Ich wäre so gerne konzeptuell. Aber bei mir geht das intuitiv. (lacht) Ich beneide diejenigen, die konzeptuell an ihre Arbeit herangehen.



Diese Körper, von denen Sie gesprochen haben, werden zerlegt und wieder neu zusammengesetzt. Sie arbeiten gerne mit der Technik der Collage. Ist der weibliche Körper heute nur mehr als fragmentierter Körper denkbar?

Ich glaube schon, ich jedenfalls fühle diese Fragmentierung sehr stark. Wobei das etwas ist, was der Mensch immer in sich trägt. Aber Frauen spüren das wohl darüber hinaus noch in einer anderen Art und Weise.

Wie sehr ist dabei auch Ihr eigenes Frau-Sein ein Thema?

Ich kann und möchte das nicht trennen. Mein Frau-Sein begleitet mich. Meine Bilder sind mein Medium zur Kommunikation. Das ist ein wechselseitiger Prozess, ich werde von außen beeinflusst und gebe dann wieder etwas nach außen ab.

Geht es Ihnen dabei in erster Linie um Selbstausdruck oder haben Sie auch einen Veränderungsanspruch?

Eigentlich möchte ich zeigen, sichtbar machen, auf keinen Fall belehren. Dabei wünsche ich mir, dass aus diesem Sichtbarmachen dann auch etwas entsteht, aber das kann ich nicht beeinflussen.

Was möchten Sie sichtbar machen? Und verändert sich das auch?

Das verändert sich. Die Themen aber bleiben für mich die gleichen. Da mein persönlicher Prozess ja immer mit einfließt, verändert sich die Art, wie ich diese Themen anschau und empfinde. Ich möchte das Jetzt zeigen, also nicht die Vergangenheit, nicht die Zukunft, sondern die Gegenwart. Ganz da sein, ganz präsent sein, darum geht es mir. Das ist für mich auch die Voraussetzung, überhaupt etwas bewirken zu können. So gesehen, will ich also doch etwas bewirken. Im Idealfall lasse ich etwas zu und nehme es dann bewusst wahr.

Also Kunst auch als Vergewisserung des Selbst?

Das ist die Voraussetzung für Kommunikation. Nur daraus kann etwas Neues entstehen. Deswegen gehe ich eben an meine Arbeit nicht mit einem vorgefertigten Konzept heran, meine Herausforderung ist das Werden-lassen.

Wie weit zeigen Sie sich in Ihren Arbeiten?

Vor kurzem hat mir jemand gesagt, dass ich mehr zeige, als ich selber weiß. Das stimmt wahrscheinlich. Oft merke ich erst zu spät, dass ich ganz nackt dastehe. (lacht)

**Kann Kunst die Welt verändern?**

Das weiß ich nicht. Ich glaube, dass Kunst unbedingt notwendig ist, wir brauchen sie. Wobei, wenn ich genau überlege... Etwas kann sie sicher verändern. Kunst ist eine große Ressource, ein Motor für Veränderungsprozesse. So gesehen, kann Kunst wohl doch sehr viel verändern.

**Noch einmal zurück zum weiblichen Körper. Auch Schönheit ist ein Thema, mit dem Sie sich künstlerisch auseinandersetzen. Was ist Schönheit für Sie?**

Etwas ist schön für mich, wenn es diese Unterscheidung zwischen schön und nicht schön nicht mehr gibt. Die klischeehafte Schönheit interessiert mich nicht. Schön ist, was wahr ist. Deswegen ist für mich zum Beispiel auch Aggressivität schön. Ich habe vor kurzem über die Künstlerin Louise Bourgeois etwas gelesen, ihr hat man ja auch vorgeworfen, sehr aggressiv zu sein und sie meinte darauf: „Wenn man das tut, was man tun muss, dann kann man nur aggressiv sein.“

**Sie meinen also wahr im Sinne von authentisch?**

Ja genau. Auch das Reale meine ich damit. Und wo es nicht mehr um positiv und negativ geht, sondern um etwas ohne Wertung. Das wäre dann wirklich schön.

**Schönheit ist für Sie kein ästhetischer Begriff?**

Nicht in erster Linie. Als ästhetischer Begriff kommt die Schönheit für mich über die Malerei herein. Malen ist ästhetisch. Die Malerei ist auch eine Verführung.

**Ihre künstlerische Sprache ist der Sprache des Traums nahe, dem Unbewussten. Träumen Sie viel? Erinnern Sie sich an Ihre Träume?**

Ich beschäftige mich sehr intensiv mit meinen Träumen. Mein Tagesablauf beginnt ja mit Gehen und da arbeite ich auch die Nacht auf, lasse sie noch einmal Revue passieren.

**Übersetzen Sie Ihre Traumsprache in Ihre Kunstsprache?**

Nicht direkt. Aber die Traumsprache hilft mir bei meinen Überlegungen. Ich illustriere nie einen Traum, aber ich schaue Träume ähnlich an, wie ich meine Bilder anschau. Das ist für mich gleichwertig.

**Die Figuren in Ihren Bildern scheinen ja oftmals zu schweben...**

Die beiden Sprachen sind sich sehr ähnlich. Die Zeitlosigkeit und das Fließen, im Traum wie in der Kunst, da gibt es fast einen direkten Übergang.

**Sie haben sich fünf Jahre zurückgezogen und sind dann 2010 wieder an die Öffentlichkeit getreten.**

**Wie hat sich das auf Ihre Kunstpraxis ausgewirkt?**

Damals bin ich an einen Punkt gelangt, wo ich nicht mehr weiter wusste. Mein Rhythmus schien mit dem der Kunstwelt nicht mehr übereinzustimmen. Mir war das alles zu schnell. Ich erinnere mich noch gut, ich habe damals eine Arbeit für eine Ausstellung gemacht und dachte bei mir, das bin nicht mehr ich. Daraufhin habe ich mich ziemlich verzweifelt zurückgezogen. Ich bin dann zur Zeichnung zurückgegangen und habe gezeichnet und gezeichnet, das war anfänglich fast therapeutisch. Aber so bin ich wieder auf einen Weg gekommen und habe irgendwann wieder erkannt, worum es für mich künstlerisch geht. Dann aber merkte ich, dass ich nicht mehr so gewandt war in der Malerei. Ich konnte das, was ich wollte, was ich im Kopf hatte, nicht auf die Leinwand bringen.

**Was hat Sie aus dieser Krise herausgeführt?**

Ich bin drangeblieben. Mit der Zeit wurde ich wieder sicherer. Und konnte an meine Arbeit wieder glauben. Ich habe niemandem etwas gezeigt in dieser Zeit, auch weil ich Angst hatte vor dem Urteil der



anderen. Ich dachte, dass ich da hinter den Bergen alles versäume. Ich war sehr unsicher. Aber es hat sich gelohnt, diese Zeit durchzustehen. Irgendwann war der Drang wieder da, auch die Sicherheit, dass ich etwas zu sagen und zu zeigen habe.

Sie haben früher vor allem mit Video und Fotografie gearbeitet. Zurückgekommen sind Sie mit Malerei...

Eigentlich habe ich ja als Malerin begonnen. Und dann war ich lange auf der Suche. Es war spannend, diese neuen Techniken auszuprobieren. Ich habe mit den Medien gearbeitet, die ich in dem jeweiligen Moment gebraucht habe, die mir am Passendsten erschienen. Im Nachhinein gefällt mir daran, dass ich damals mit all dem ganz frei umgegangen bin. Beim Arbeiten mit dem Computer hat mir dann aber irgendwann das Materielle, das Physische gefehlt, auch das Schmutzige. Und dann bin ich wieder zurückgegangen, erst zur Zeichnung und dann zur Malerei.

Ihr Mann ist auch Künstler, Ihre Ateliers sind nebeneinander. Wie erleben Sie das?

Das war zeitweise sehr schwierig. Natürlich gab es auch Konkurrenz, vor allem aber Symbiose, besser gesagt Symbiosegefahr. Es hat viel Kraft gebraucht, um mich da abzugrenzen. Ich musste klare Entscheidungen treffen. Auch deswegen sind meine Arbeiten wohl so, wie sie sind. Vielleicht wären sie milder, hätte ich diese Auseinandersetzung nicht. Wer weiß? Andererseits, wenn man wie ich in einem Bergdorf wohnt, ist es wichtig, eine Person zu haben, mit der man über die Arbeiten sprechen kann und sich verstanden fühlt.

Also doch eine Bereicherung?

Bei uns geschieht ja alles in Bezug auf die Arbeit, 24 Stunden lang. (lacht) Das kann manchmal hinderlich sein, meistens aber doch bereichernd. Ich suche diese ständige Auseinandersetzung und konnte und kann so auch Differenzen ausloten. Das hat schon früh begonnen. Ich kenne Claus seit ich 18 Jahre alt bin. Als wir uns das erste Mal gesehen haben, waren unsere Zeichnungen zum Verwechseln ähnlich. Das habe ich als sehr positiv empfunden,

und ein paar Jahre später war es dann eben *das* Problem. Hinzu kam noch, dass ich die Jüngere war und eine Frau; für die meisten habe ich ihn nachgemacht. Und da musste ich mich natürlich wehren.

Sie haben keine Kinder, eine bewusste Entscheidung?

Ich kann sehr schwer abschalten und teile meine Zeit nicht leicht mit jemand anderem. Mit der Zeit wurde mir bewusst, dass beides, Mutter und Künstlerin sein, nicht möglich ist. Da Kunst für mich ein Bedürfnis ist, und ich sie hintanstellen hätte müssen, wäre das sehr schwierig geworden. Glücklicherweise war das für uns beide so.

Sie sind freischaffende Künstlerin, können Sie von Ihrer Kunst leben?

Das ist schwierig, aber möglich. Vor drei Jahren habe ich mit dem Unterrichten aufgehört. Das war ein großer und wichtiger Schritt. Manchmal mache ich nebenbei ein paar Graphikarbeiten oder gebe Abendkurse oder mache Projekte in Schulen und mit allem zusammen kann ich überleben.

Interview: Susanne Barta



# Nadia Kammerer

Sie hat gleich zwei Familien, die eigentliche und das kreative Kollektiv „wupwup“. Sie kann internationale Erfolge als DJane aufweisen, legt großen Wert auf das Ambiente, in dem ihre Musik spielt, und dieses Ambiente entsteht durch die Synergie verschiedener Kunstrichtungen. Über das Netz steht „wupwup“ mit der ganzen Welt in Verbindung. Öffentliche Beiträge gibt es keine, Gewinne auch nicht.

Im normalen Leben heißen Sie Nadia Kammerer, im künstlerischen Leben heißen Sie anders. Da heiße ich Nadipebi.

Man muss sich den Namen laut vorsagen, um seine Bedeutung zu verstehen. Meine Freunde nennen mich Baby, pustererisch: Pebi, weil ich eine Chaotin bin, die ständig irgendetwas braucht.

Sie sind im Bereich Musik tätig, und zwar als DJane. Was machen Sie genau? Das hat sich in den letzten zehn Jahren verändert. Angefangen habe ich als DJane. Ich habe mir eine Plattensammlung zugelegt, bin in Lokale gegangen und habe aufgelegt. Ich habe auch viel Unterhaltungsmusik gemacht. Mit den Jahren habe ich gemerkt, dass ich nicht mehr in dieses Schema passe. Wenn man sich mit einem Bereich auseinandersetzt und hineinwächst, dann bekommt das Ganze eine eigene Note, man entwickelt einen eigenen Stil und fängt an, eher künstlerisch zu arbeiten. Man geht in Inhalte, lässt sich emotional involvieren. Es ist kein kommerzieller Akt mehr. Dadurch verändern sich die Auftritte. Man kann nicht mehr in jeder Bar auflegen, sondern wird gerufen als Künstlerin. Ich habe angefangen, selber Musik zu machen, selber zu produzieren, mit elektronischer Musik zu experimentieren. Das ist vielleicht nicht mehr so leicht genießbar, wie wenn ich DJane beim Apres Ski wäre.

Wie haben Sie angefangen? In St. Georgen in der Bar meiner Eltern. Schon als ich 12, 13 Jahre alt war, war Auflegen ein Traum von mir. Mein Vater hat gemeint, wenn ich das unbedingt möchte, könne ich das am Abend in unserem Lokal tun.

War das „Auflegen“ für ein Mädchen damals üblich? Nein, gar nicht. Ich bin sehr viel ausgegangen, meine Eltern haben mich hingefahren, ich habe ein Flaschl Mineral getrunken, hab getanzt, drei, vier Stunden lang. Mich hat das sehr beeindruckt: Musik, Rhythmus, das Geschehen. Am Anfang war

es die Clubszene, heute interessiert mich das überhaupt nicht mehr.

Sie sind nicht in St. Georgen geblieben. Nach der Oberschule habe ich einen EU-Kurs in Kunstgrafik und Design gemacht, dann habe ich das Istituto Superiore di Comunicazione für Grafik und Design in Mailand besucht, bin zurückgekommen, war ein paar Jahre da, war aber als DJane viel unterwegs. Schließlich hatte ich das Glück, an der „Red Bull Music Academy“ aufgenommen zu werden. Das ist ein international ausgeschriebener Wettbewerb, zu dem weltweit 20 Leute zugelassen werden. Das hat mir einige Vorteile gebracht. Ich konnte eine Tour in Griechenland machen, die dauerte über einen Monat und brachte jeden Tag neue Auftritte auf verschiedenen Inseln. Das war natürlich sehr aufregend, jeden Tag konnte ich fliegen. Es war aber auch eine gute Lehre, weil ich gemerkt habe, wie anstrengend es ist, jeden Tag in einem Lokal zu sein, von A nach B zu fliegen, ohne Menschen, die ich kenne, keine Freunde, keine Familie. Natürlich hat es seinen Reiz, aber man weiß nach drei Wochen, dass man diese Lebensperspektive vielleicht doch nicht möchte.

Haben Sie einen Weg gefunden, Ihre Leidenschaft mit dem Bedürfnis nach Heimat zu kombinieren? Ja, ich glaube schon. Früher hatte ich meine „One-Man-Show“, das war ich, und sonst niemand. Das war mein Kapital. Später haben wir das Kollektiv „wupwup“ gegründet. Da ist man nicht allein, kann mehr auf die Beine stellen.

Bruneck ist nicht gerade das Zentrum der Welt. Für Ihre Tätigkeit braucht es aber auch internationale Kontakte. Angefangen hat es in München, wo ich einzelne Auftritte hatte. Dort hat mich jemand vom „P1“ gesehen und eingeladen. Also habe ich eine Zeit lang dort aufgelegt. Das zieht dann seine Kreise. Man lernt sehr viele Menschen kennen. In diesem Milieu sind immer dieselben Leute unterwegs, egal ob in Berlin oder in München. Es ist ein Netzwerk da. Das ist wichtig. Heute kann ich nicht zu Hause



sitzen und warten, dass jemand anruft und sagt: „Fräulein Kammerer, könnten Sie bitte bei uns auftreten.“ Die Zeiten sind vorbei. Durch die Digitalisierung ist es zu einer Übersättigung des Marktes gekommen, denn um DJ zu werden, braucht es nur einen PC und eine Anlage. An jeder Ecke bekommt man einen DJ, und es werden keine Gagen mehr von 200, 300 Euro bezahlt. Heute bekommt man 100 Euro und die Fahrtspesen. Man arbeitet fast auf eigene Kosten.

#### Können Sie von Ihrer Kunst leben?

Als DJane bin ich davon sehr weit entfernt und entferne mich immer mehr. Mit „wupwup“ kann man mittlerweile auch etwas verdienen, natürlich nicht viel. Meine Miete muss ich anders finanzieren.

#### Haben Sie einen Brotberuf?

Ich mache einen Vollzeitjob, ich arbeite als Einrichtungsberaterin, und das gefällt mir sehr gut.

#### Wie bereiten Sie sich auf einen Auftritt vor, haben Sie ein Programm?

Ich habe meine Musiksammlung, und damit ist es wie im Leben. Man hat Zeiten, wo man gern etwas Langsames hört, was Romantisches, andere, wo man etwas Schnelleres, Euphorisches, Lustiges

möchte. Ich komme hin, schaue kurz, habe ein bestimmtes Gefühl für die Umgebung, für die Leute, die dort sind. Entsprechend lege ich auf, aber immer innerhalb meines Repertoires.

#### Wie funktioniert dieses „Auflegen“ eigentlich?

Das ist technisch ganz einfach. Es sieht zwar kompliziert aus, aber wenn man eine Stunde lang zusieht und Geduld hat, hat man's kapiert. Ich arbeite mit zwei Plattenspielern, wo ich Vinylplatten auflege, habe einen Mixer und versuche, die Geschwindigkeit auf die Platte, die gerade läuft, anzupassen. Das ist das Technische. Die Auswahl der Platten und die Dynamik, die man hineinbringt, machen den Rest.

#### Wo bekommen Sie noch Vinylplatten?

Im Bereich elektronische Musik hat es sie immer gegeben. Mittlerweile bin ich auf das Serato Scratch System umgestiegen. Damit kann ich Mp3-Files über den PC direkt auf die Nadel des Plattenspielers und die Platte übertragen und kann ganz normal scratchen. Das erlaubt mir, nach wie vor mit Vinyl zu arbeiten – was ich sehr gerne mache – und digital und analog zu kombinieren. Durch die vielseitige Technik, hat man unendlich viele Möglichkeiten, sich künstlerisch auszudrücken. Das ist ein Vorteil, aber auch eine Herausforderung. Vielfach

wird auch schon mit Samplern und Synthesizern so gespielt, als ob es live wäre. Daran arbeite ich.

Crossover also, sowohl im Technischen als auch in den Ausdrucksformen? „wupwup“ ist auch ein spartenübergreifendes Projekt.

Angefangen hat „wupwup“ mit dem Gefühl der Leere, das ich in Griechenland hatte: keine Freunde, der Hype, der um die zwei, drei Stunden am Abend gemacht wird, und am nächsten Tag ist alles vorbei und vergessen, obwohl man soviel Zeit und Energie investiert hat. Da habe ich mir gedacht, warum nicht etwas schaffen, wo es nicht nur um Spass geht, wo man Zuschauern auch etwas mitgibt, das sie in den Alltag hinein mitnehmen, wo etwas ins Rollen kommt, wo sich aber auch Leute zusammentun, mit denen ich etwas reden kann, Künstler, die ausstellen, Performances machen, Fotografen, wo der typische Abend nicht so abgegrenzt ist.

Damit es eine Kulturform wird und nicht nur ein Abfeiern?

Genau, wo man auch Generationen zusammenbringen kann, sonst wird alles sehr eingefahren. Ich glaube, Offenheit ist extrem wichtig.

Da sind ja schon Schritte getan worden. Ich denke an die Auftritte beim Festival Transart beispielsweise. Hat das gut funktioniert?

Es hat zum Teil gut funktioniert, aber da ist noch mehr drinnen. Es gibt noch eine bestimmte Passivität der Gäste. Wir versuchen, die Leute anzusprechen und einzubinden. Irgendwie ist es aber sehr schwierig zu erreichen, dass sich die Leute lockern.

Ist das nur hier so?

Das weiß ich nicht genau. An Orten wie Berlin treffen sich Leute aus der ganzen Welt. Hier arbeiten wir mit einem ganz anderen Publikum, allen Generationen, allen Schichten, da ist es schwieriger, alle zusammenzubringen und für eine Sache zu begeistern.

Was ist für Sie das ideale Publikum?

Das ideale Publikum in jedem kulturellen Bereich ist ein Publikum, das sich in die Welt eines Künstlers einlassen kann, das loslassen kann. Da geht es nicht um Alkohol oder darum, dass man tanzt, es geht darum, alles wegzuschieben und sich einzulassen. Danach kann ich immer noch sagen, das interessiert mich nicht. Das ist die Grundvoraussetzung, sonst wird es schwierig, einen Zugang zu finden.

Vielleicht geht es auch um Konventionen, darum, keine „dumme Figur“ machen zu wollen?

Ja, stimmt.

Wie viele Leute sind beim Kollektiv „wupwup“ dabei?

Wir haben um die 20 Künstler aus den Bereichen Musik, Fotografie, Design, Grafik. Dann haben wir unsere Familie, die Leute, von denen ich vorher gesprochen habe, unsere Freunde. Die bringen sich bei unseren Veranstaltungen mit ein. Das ist unsere Familie.

Alle haben Eigeninitiative?

Um das Publikum musikalisch mitzunehmen, ist das Ambiente extrem wichtig. Das wird oft unterschätzt. Gemeinsam versuchen wir, das mit einzubringen, was einen Abend ausmacht: wir dekorieren, machen Fotografie usw... Das Budget ist klein, zu einer Gage kommen die wenigsten an so einem Abend, und wenn, dann wird sie aufgeteilt. Dass alle volle Pulle mitarbeiten, ist das beste an „wupwup“. Wir arbeiten auch mit ganz jungen Leuten, angefangen bei 18-Jährigen bis zu Leuten in meinem Alter, und ich muss sagen, vor allem die jungen Leute sind sehr motiviert, wenn du ihnen die Möglichkeit gibst, etwas zu machen.



### Woher kommen die Leute?

Unsere Künstler kommen aus ganz Europa, auch in der Familie, aus Berlin, Wien, Prag, Istanbul. Es ist gut, wenn man so eine Plattform hat.

### Wer hat den Namen „wupwup“ erfunden?

Den hat mein Kollege Victor erfunden, mein „Bruderherz“. Wir sagen Bruderherz und Schwesterherz zueinander, weil wir in „wupwup“ viel zusammen machen und uns sehr gut verstehen. Er hat die Uni in Bozen besucht, und da heißen die Neuzugänge „wuppies“. Daher kommt der Name. Außerdem kann auch der Rhythmus der Musik so ein wupwup sein.

### Das Kommunikationsinstrument ist die Homepage, und die spricht Englisch, wohl um international verständlich zu sein?

Um zu vermeiden, alles in drei Sprachen machen zu müssen. Wir versuchen, in einem einfachen Englisch zu schreiben.

### Ihr arbeitet alle auf sozusagen privatwirtschaftlicher Basis. Bekommt Ihr irgendwelche öffentlichen Gelder?

Wir bekommen keine Beiträge, machen alles selber. Auf unserer Seite haben wir einen Shop, wo wir versuchen, die Outputs zu verkaufen: T-Shirts, Taschen, Fotografien oder Poster unserer Künstler. In Zukunft wollen wir dort auch Musik verkaufen. „Privatwirtschaftlich“ arbeiten wir unter Anführungszeichen, weil wir sehr viel mehr investieren als herauschaut. Jetzt sind wir auf einem Punkt, wo wir sagen können, wir sind international bekannt, man weiß, wer wir sind, und das ist eine gute Basis. Jetzt können wir versuchen, die Künstler zu pushen, die oft lange arbeiten, bis etwas weiter geht.

### Wo möchten Sie mit Ihrer Tätigkeit in den nächsten 20 Jahren hin?

Es gibt schon Ziele. Schön wäre es, eine Arbeit zu haben, wo ich die Bereiche alle miteinander verbinden kann, wo ich mit den Leuten zusammenarbeiten kann, mit denen ich jetzt schon zusammenarbeite, wenn man sich früher oder später vielleicht

zusammen ein Büro nehmen könnte... Ich weiß nicht, was das werden soll, aber irgendetwas wird herauskommen.

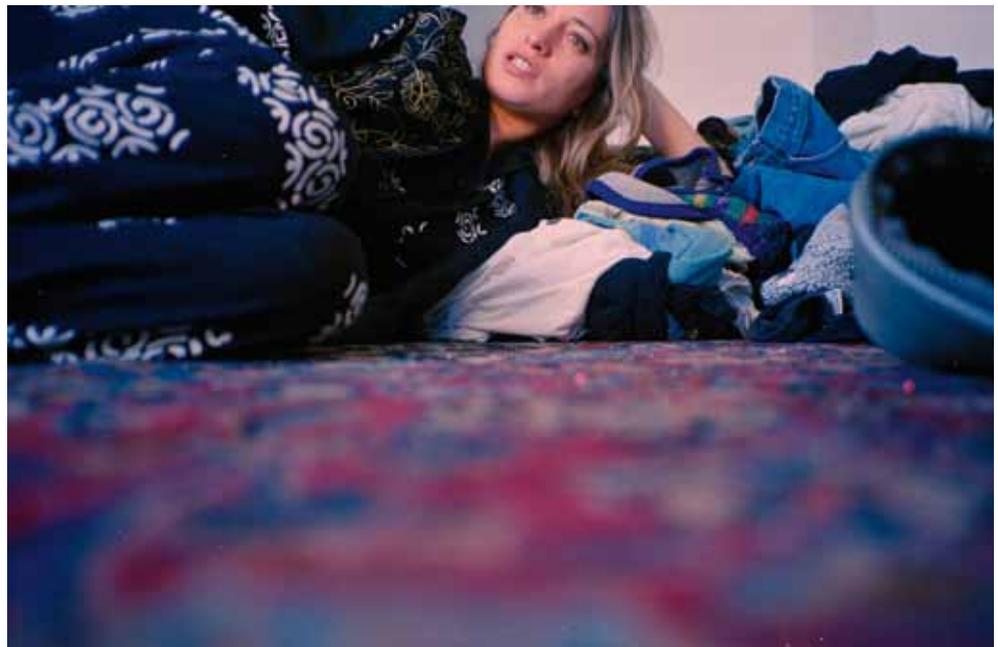
### Und der Standort?

Es muss nicht immer St. Georgen sein, es kann auch Bozen sein.

### Um mit der Welt in Kontakt zu sein, muss man nicht mehr unbedingt in Berlin leben?

Nein. Vor allen Dingen gefällt es mir in Südtirol ganz gut. Ich wohne sehr gerne da, komme mit den Leuten gut aus. Wenn man nicht gleich alles erreicht, was man will, muss man nicht unbedingt sofort irgendwoanders hingehen. Hier kann man gut arbeiten. Wenn man das Ganze langfristig aufbaut und ein Ziel vor Augen hat, dann finde ich, ist Südtirol absolut perfekt.

Interview: Renate Mumelter



# Gabriella Serra di Cassano

Aufgewachsen inmitten von Werken alter Meister, hat sie ihr Leben der Kunst gewidmet. Seit den 1970er-Jahren lebt und arbeitet die Grande Dame der Restaurierung von Wandmalereien und Gemälden in Südtirol. Polyglott, viel gereist, bestens ausgebildet, war sie nicht nur die erste Restauratorin Südtirols, sondern brachte auch eine völlig neue Philosophie der Restaurierung mit. Immer auf höchste Qualität bedacht, förderte sie ganz nebenbei auch den Nachwuchs.

Sie entstammen einer alten italienischen Adelsfamilie. Ihr Vater, Marchese Serra di Cassano, war von 1928 bis 1945 im diplomatischen Dienst tätig. Ihre Mutter stammte aus dem gräflich venezianischen Geschlecht der Brandolini. Hat Ihnen das im Leben viele Türen geöffnet?

Meine Herkunft hat mir keine Türen geöffnet. Aber sie war auch keine Belastung, denn ich nannte mich einfach nur Serra und niemand wusste, dass ich dieser Familie angehöre.

Sie sind in historischen Palästen und Villen aufgewachsen, umgeben von der Kunst alter Meister. Inwiefern hat Sie das geprägt?

Diese Umgebung hat meinen Blick für das Schöne geschult. Im Palast meiner Großmutter gab es zum Beispiel mehrere Gemälde des Barockmalers Guercino, der mit einem unserer Vorfahren befreundet war. Und in meiner Schulzeit erhielten wir Gesangsunterricht in den herrlichen Sälen der Medici-Villa Poggio Imperiale, unter wunderbar bemalten Decken des 17. und 18. Jahrhunderts.

Wurde Ihr künstlerisches Talent bereits im Elternhaus erkannt und gefördert?

Meine Mutter war eine gute Zeichnerin und hatte einen ausgeprägten Sinn für Farben. Sie animierte mich schon als Mädchen zum Zeichnen. Zum Beispiel sagte sie zu mir, während sie sich für einen Empfang ankleidete: „Zeichne mal diese Tasse!“, und kontrollierte dann das Ergebnis. Da war ich sechs Jahre alt. So hat es angefangen.

Und dann?

Ich hatte immer große Freude an der Beobachtung der Natur. In meiner Jugend zeichnete ich alles, was mich auf dem Land im Veneto umgab. Oft klemmte ich mir den Zeichenblock unter den Arm und ging heimlich zu den benachbarten Bauernhöfen, um dort die Tiere zu zeichnen. Dies war auch eine gute Gelegenheit, dem strengen Elternhaus zu entfliehen. Nach dem Schulabschluss in Florenz riet die Kunstlehrerin meinen Eltern, mich an der dortigen Kunstakademie einzuschreiben. Meine Eltern hatten dafür kein Verständnis. Deswegen ist nichts daraus geworden.

Ein Freund Ihres Vaters hat Sie bei Ihren Zeichenübungen unterstützt.

Als wir 1942 in Frankfurt lebten, brachte mir der Vater zehn Meter Leinwand und Farben aus Mailand mit und ließ aus einem Museum Gipsstatuen bringen, damit ich das Zeichnen üben konnte. Ein Freund meines Vaters namens Giusti, ein großer Maler und Schüler von Dante Gabriel Rossetti, unterrichtete mich ein wenig. Zwei Mal in der Woche kam er ins Haus und ich zeichnete die Figuren, Gesichter und Profile der Statuen.

Der Krieg hat Ihre Lebenspläne durchkreuzt. Welche Ziele hatten Sie denn?

Als ich achtzehn war, gab es in Deutschland Krieg. Ich konnte wegen der schlechten Zeiten keine realistischen Ziele haben. Fast jede Nacht gab es Bombenalarm. 1943, zurück im Veneto, war die Situation zwischen Partisanen, Deutschen und Faschisten auch schwierig. Der Vater war dem König zu Fuß nach Brindisi gefolgt, um die Regierung, u. a. das Kabinett des Außenministeriums, neu zu bilden. Zwei Jahre, bis zum Kriegsende 1945, blieb er in Brindisi, während die Mutter mit uns zwei Mädchen alleine war. Es war eine sehr schlimme Zeit, auch für sie, weil der deutsche Geheimdienst meinen Vater suchte. Da konnte ich auch im Veneto keine Pläne schmieden.

Anfang der 1950er-Jahre kamen Sie nach Bozen.

Meine Schwester besuchte die Schule der Marceline, so kam auch ich 1948 nach Bozen. Hier lernte ich Otto Kastowsky kennen, bei dem ich vier Jahre in der Werkstatt für Glasmalerei arbeitete. Diese Arbeit war interessant, befriedigte mich aber künstlerisch nicht.

In den frühen 1960er-Jahren haben Sie auch Entwürfe und Modelle für die Firma Luisa Spagnoli gezeichnet. Wie kam es dazu?

Zu der Zeit hielt ich mich in einem Kloster in Umbrien auf, wo ich Madre Speranza, eine außergewöhnliche Geistliche und Gründerin des Ordens der Ancelle dell'Amore Misericordioso in Colleva kennen lernte. Die Ordensschwester betrieb eine große Werkstatt, in der sie Strickwaren mit



Stickerei und verschiedene modische Kleidungsstücke für die Firma Luisa Spagnoli in Perugia und für Florenz anfertigten. Madre Speranza fragte mich, ob ich denn die Entwürfe zeichnen wolle. Ihrem Wunsch folgend, bereitete ich die Modelle vor. Diese wurden dann der Firmenleitung vorgelegt und von den Schwestern produziert. Das habe ich vier Jahre lang gemacht.

**Madre Speranza hat Ihre künstlerische Ausbildung sehr gefördert. Welche Rolle spielte sie in Ihrem Leben?**

Madre Speranza war für mich wie eine Mutter. Sie verstand und unterstützte mich. Eines Tages sagte sie zu mir: „Du hast eine Gabe Gottes. Was hältst du davon, wenn ich dich an die Kunstakademie schieke?“ Das war mein innigster Wunsch! So konnte ich zu meiner großen Freude die Kunstakademie in Perugia besuchen.

**Wie kam es dazu, dass Sie sich als ausgebildete akademische Malerin schließlich für den Beruf des Restaurierens entschieden?**

In Florenz gab es 1966 eine verheerende Überschwemmung, bei der zahlreiche Kunstwerke in Mitleidenschaft gezogen worden waren. Da kam ich auf die Idee. Aber das Komische war, dass ich es zu-

nächst einer Freundin vorschlug: „Perchè non fai la scuola di restauro?“ Und dann, nach einem Jahr, habe ich die Restaurierungsschule selbst besucht.

**Ist Restaurieren Ihr Traumberuf?**

Nein, mein Traum war die Malerei, der kreative Ausdruck. Aber das Restaurieren interessierte mich sehr. Zum einen der technische Aspekt, denn man kann von der alten Kunst viel lernen. Zum anderen die Möglichkeit, die einmaligen Werke der alten Meister selbst in die Hand zu nehmen, sie vom Schmutz zu befreien, sie wieder instand zu setzen. Das ist ein großartiges Gefühl!

**Sie haben das Centro del Restauro in Rom besucht. Dessen Gründer Cesare Brandi lehrte hier eine ganz neue, revolutionäre Theorie des Restaurierens. Welche neuen Ansätze vermittelte er?**

Das Institut entstand einige Jahre vor Kriegsende und war das erste in Europa! Unter den Studenten gab es auch Frauen. Sogar eine Rothschild war dabei. Neu war der interdisziplinäre Ansatz: Kunsthistoriker, Architekten, Denkmalpfleger und Restauratoren arbeiteten zusammen. Brandi lehrte uns, die Einheit eines Kunstwerks wieder herzustellen, ohne es historisch oder künstlerisch zu verfälschen. Anhand chemischer Analysen wurden auch neue

Materialien entwickelt. Nicolò Raso, damals oberster Denkmalspfleger der Region Trentino-Südtirol und Direktor des Stadtmuseums Bozen, war sehr an der Ausbildung von Fachleuten interessiert, da es in Südtirol so viele mittelalterliche Wandmalereien zu restaurieren gab. Deshalb hatte er mich in einem Schreiben an die Schuldirektion empfohlen.

Wie war der damalige Landeskonservator Nicolò Raso auf Sie aufmerksam geworden?

Mich interessierte das Studium der Malerei sehr. Dabei half mir das Kopieren von Kunstwerken im Bozner Stadtmuseum. Als Museumsdirektor musste mir Nicolò Raso die Erlaubnis dazu erteilen. So haben wir uns Ende der 1950er-Jahre kennen gelernt und schließlich ist daraus eine Freundschaft entstanden.

Als erste Italienerin haben Sie anschließend die eben erst gegründete UNESCO-Schule in Rom besucht. Was war das Besondere dieser Schule?

Der einjährige Kurs war etwas Neues und diente der Spezialisierung zur Konservierung von Wandmalereien. Als Italienerin, noch dazu ohne Stipendium, hatte ich große Schwierigkeiten aufgenommen zu werden. Die anderen Studenten waren alle Ausländer und wurden von ihren Herkunftsländern unterstützt. Doch die Fondazione Giorgio Cini aus Venedig konnte mir mit einem Stipendium weiterhelfen.

„Die Contessa im Toni“, so hat Ihre Schülerin Verena Mumelter Sie einmal bezeichnet.

Ich hab noch Fotos mit der „Tuta“ (Arbeitsanzug). Vor drei Jahren habe ich auf Wunsch des Denkmalamts nochmals in der St.-Prokulus-Kirche restau-

riert. Und da hatte ich meine „Tuta“ an, genau wie die anderen. Wie Sie sehen, war mir immer nur meine Arbeit wichtig. Erst jetzt, in den letzten Jahren – ich bin fast 80, nein, fast 90 – ist meine Herkunft ein wenig bekannt geworden.

Das Restaurieren ist körperlich sehr anstrengend, vor allem in ungeheizten und feuchten Kirchen. Hat es bei Ihnen gesundheitliche Spuren hinterlassen?

Besonders anstrengend sind die Decken. Im Anzitz Rottenbuch habe ich alle Decken restauriert. Da musste man immer nach hinten gebeugt arbeiten. Im Kreuzgang der Dominikaner dagegen gab es ständig Zugluft. Ich hatte oft Beschwerden, vor allem am Rücken. Aber ich habe niemandem etwas gesagt, Medikamente genommen und weitergemacht.

Sie betreuen Ihre Projekte sehr liebevoll. Kommt das von der Leidenschaft zu Ihrem Beruf?

Also, wenn ich ein Stück in Händen halte, dann interessiert es mich sofort! Ich steige unmittelbar in die Sache ein. Schon denke ich und schaue, was würde ich hier machen? Das liegt in meiner Natur, ich kann gar nicht anders.

Sie sind eine Meisterin Ihres Fachs und haben bahnbrechend die modernen Theorien des Restaurierens in Südtirol umgesetzt.

In ganz Europa stand die Restaurierung vorher in der Tradition der Kirchenmaler. Sie hatten einen anderen methodischen Ansatz. Mit althergebrachtem Material wurden Fehlstellen einfach ergänzt, die Farben der Gemälde neu übermalt. In Italien ging man durch Brandi einen neuen Weg: den der Konservierung statt der Rekonstruktion. Das Bahnbrechende war die Erhaltung des Originalzustands ohne Interpretation und das Arbeiten mit neu entwickeltem Material.

Seit Ihrer Kindheit sind Sie viel umhergereist und schließlich in Südtirol gelandet. Ist Südtirol heute Ihre Heimat?

Jetzt, nach so vielen Jahren, ist Südtirol meine zweite Heimat geworden. Die erste ist und bleibt Venedig, wenn ich dort auch nur kurze Zeit, meine



ersten Lebensjahre, verbracht habe. Aber Südtirol hab' ich so gern! Es wird mir sehr schwer fallen, mich einmal von hier zu entfernen.

Südtirol hat Ihnen viel zu verdanken.

Ach Gott. Ich meinerseits habe Südtirol auch viel zu verdanken, nämlich, dass ich hier so viel arbeiten konnte.

Sie haben letzten Sommer die Fresken in der Kirche St. Jakob in Kastellaz restauriert, sind für die Restaurierung eines Gemäldes nach Beirut gereist und hatten bis Weihnachten etliche Arbeiten fertig zu stellen. Obwohl seit 17 Jahren in Pension, arbeiten Sie immer noch beinahe täglich in Ihrem Atelier. Sind Sie nie müde?

Mit 70 Jahren bin ich in Pension gegangen. Wissen Sie, was meine Freunde, die Maler sagen? „Ma tu, che razza di pensione hai? Che lavori come prima.“ Nein, ich werde nie müde, es gibt zu viel zu tun in Südtirol!

Was gibt Ihnen die Kraft, sich auf immer neue Projekte einzulassen?

Ich glaube, das, was mich hält und mir Kraft gibt, ist die Kreativität. Wissen Sie, durch die Kreativität denkt man, schaut man, ist man lebendig. Ein Porträt für eine Person zu malen, das gibt mir Freude. Wenn es auch etwas mühsam ist, das macht nichts. Ich übergehe die Müdigkeit und mache es gerne. Und darum danke ich oft dem Herrgott, dass er mir diese Gabe geschenkt hat. Das ist Leben für mich! Wehe, wenn ich diese Interessen nicht hätte!

Was ist Ihnen heute wichtig?

Der Glaube an Gott. Weil mit dem alles andere kommt. Das ist wichtig im Leben. Heutzutage glaubt man mehr ans Geld. Der Glaube an Gott hilft mir, gelassen zu sein und das Leben trotz Schwierigkeiten zu meistern.

Sie werden Bozen voraussichtlich in diesem Jahr verlassen, um Ihren Lebensabend in einem Kloster in Rom zu verbringen. Das ist ein heute ungewöhnliches Modell der Vorsorge. Was hat Sie dazu bewogen?

Warum nicht? Ja, früher einmal war es üblich. Ich habe diesen Weg gewählt, weil ich nicht für ein Leben im Altersheim geschaffen bin. Ich bin zwar gesellig, aber auch gern alleine mit meinen Gedanken. Ich könnte nicht mit anderen zusammen leben. In dem Kloster, gegründet von Madre Speranza, kenne ich die Schwestern seit über 50 Jahren, habe auch viel für sie restauriert. Ich hatte diese Madre so gerne, sie war mir sehr behilflich. Also helfe ich den Schwestern für ihre Missionen, wohin ein Teil meiner Erlöse fließt. Ich finde, wenn ich diese Gabe habe, muss ich auch etwas zurückgeben. Das, was man macht, muss einen Sinn haben. Man muss immer versuchen, im Leben das Schönste, das Beste zu suchen, sonst kommt man nicht weiter. Man muss die Bosheiten der Leute vergessen. Das ist nicht immer leicht. Aber es ist das Einzige, um mit sich selbst gut zu leben.

Interview: Alexandra Pan



# Wüstenrosen

Birgit Unterholzner

Was haben Alpenrosen mit Wüstenrosen gemeinsam? Auf den ersten Blick wenig. Auf den zweiten einiges. Sie sind besonders und schön. Beide findet man an Orten der Stille.

Es gibt Gegenden auf der Erde, wo der Mensch klein wird.

Ich glaube, die Wüste ist ein solcher Ort. Vermutlich auch das Gebirge, wenn es wettet oder du in einer Wand hängst. Von Bergen möchte ich nicht erzählen. Von Bergen wird bei uns viel erzählt.

Jeepskarren uns von Quarzazate nach Agdz, wirbeln Staub auf. Ich ducke mich auf der Rückbank, um möglichst viel zu sehen von dem Land, das ich erstmals bereise. Inzwischen war ich zwei Mal dort und habe beschlossen wiederzukehren.

Vorbei an roten Felsformationen. Vorbei an Oasen mit blühenden Mandelbäumen. Ab und zu kreuzt ein Junge auf einem Esel reitend unsere Piste. Auf den Köpfen tragen Frauen die Wäsche zum Fluss. In Säcken. Ihre Körper sind in Tücher und Schleier gehüllt. Lebende Mumien, denke ich unwillkürlich, und das bei der Hitze.

Dicht an dicht stehen würfelförmige Lehmhütten. Am Wegrand oder weiter oben in den Felsen. Dazwischen Ödnis. Einmal passieren wir einen Friedhof. Er ähnelt einem weitläufigen Schutthaufen. Die Grabsteine sind fußhoch, als wolle man zeigen, Höhe spielt keine Rolle, wo die Toten so oder

so in der Erde verschwinden. Im Wagen scheppert orientalische Musik. Die Qualität der Boxen ist schlecht, es knarrt und dröhnt, dazwischen arabische Gesprächsfetzen. Brahim unterhält sich mit dem Fahrer. Nach einer unwirschen Begrüßung beachtet er uns kaum. Als wären wir Eindringlinge, als müsse er eine Grenze ziehen. Brahim und Irmgard organisieren die Trekkingtour. Er Marokkaner, sie Südtirolerin. Sie sind verheiratet. Während der Fahrt wird mir übel vom Lärm, den holprigen Pisten. Trotzdem löse ich den Blick nicht, spähe durch verdreckte Scheiben. Immer bin ich gierig nach Bildern, Landschaften, Gesichtern. Als könnten sie Dinge erzählen, von denen ich nichts weiß. Dann und wann ein Ortschild. Tazzarine und später El Fecht.

Irgendwo in der Nähe liegt das Tor zur Sahara. Irgendwo hier möchte ich hin.

Zehn Zelte, zehn Dromedare, zwölf Europäer, die Wüste erfahren wollen. Zu Fuß unterwegs im äußersten Südosten Marokkos, nahe der algerischen Grenze. Ohne Strom, kein Netz, kein Handy. Eine Handvoll Berber unsere Begleiter, sie führen die Dromedare.

Hamda serviert uns süßen Pfefferminztee, einen Teller voller Datteln und Nüsse. Ununterbrochen kichert er, entblößt die verwachsenen Zähne. Er ist der älteste von den Berbern, ein huzzeliges Männlein, dessen ätherblauer Überwurf und Tur-

ban einen bläulichen Schimmer auf seine Haut werfen. Seine Vorfahren waren die „blauen Männer und Frauen“, die einst stolz Karawanen durch die Sahara lotsten. Die Farbe der Kleider teilt sich der dunklen Haut mit. Für mich ist Hamda eine Rarität – wo sonst gibt es Menschen mit blauer Hautfarbe?

Im Stillen nenne ich Hamda den Kamelflüsterer, jedes Tier spricht er mit Namen an. Beginnt ein Dromedar zu brüllen oder zu spucken, werden die Treiber nervös. Sie halten gebührenden Abstand ein, Stimmen schwellen an, ihre Wörter klingen wie abgehackt. Lediglich Hamda gelingt es, ein stures Vieh zur Vernunft zu bringen, *hutsch, hutsch*, redet er auf das Dromedar ein, *hutsch, hutsch*, irgendwann legt es sich vor ihm auf die Knie. Und als einziger findet Hamda die Wasserstellen.

Kamele haben einen ausgezeichneten Geruchssinn. Sie sind intelligent, nachtragend und rachsüchtig, erzählt Hassan. Wir gehen nebeneinander. Es ist eine der ersten Etappen. Mit erstaunlicher Leichtigkeit wechselt er von einem beinahe einwandfreien Deutsch ins Italienische, manchmal ins Spanische. Hassan ist fünfundzwanzig Jahre alt, redselig, hübsch mit seinem orangefarbenen Turban, der schwarzen *djebella*. Er bekocht unsere Truppe. Außerdem spricht er Arabisch, einige Brocken Englisch und natürlich seinen Berberdialekt. Ob er die Sprachen in der Schule gelernt habe, frage ich. Nein, in die Schule sei er nie gegangen,

schreiben und lesen könne er nicht. Wann immer er Fremde durch die *hamada* begleite, höre er zu, schnappe Wörter auf. Hassans Augen gleiten ein paar Herzschläge lang über die endlosen Weiten, dann lacht er. Was soll man hier sonst machen? Über jedes neue Wort sei er glücklich, überhaupt über jede Abwechslung. Früher sei er monatelang mit seinem Großvater hinter dem Vieh hergewandert, habe Kräuter gesammelt, während der Großvater alte Geschichten erzählte.

Ich schweige. Es gibt Menschen, für die Schulbildung ein Geschenk ist. Nicht Selbstverständlichkeit.

Es dauert nicht lange, bis Hassan fragt, ob er mich besuchen dürfe, in Italien. Gerne könne ich eine Woche in sein Dorf kommen. Vorsichtig wehre ich ab, weißt du, ich habe zwei quengelige Kinder, wer soll die in der Zeit betreuen? No problema, meint er, ich bringe meine Mutter mit, sie wird auf deine Kinder aufpassen, während du mir deine Stadt zeigst.

Dass ich es mir durch den Kopf gehen lasse, sage ich ihm. Später wird er Carla, der hübschen, brünetten Journalistin, dieselbe Frage stellen.

Nachdem Hassan herausfindet, dass wir einen Dialekt sprechen, will er wissen, was *guten Tag* und *danke* und *wie geht es dir?* heißt. Am Morgen trällert Hassan fortan *Griassiti*, am Abend *Pfiati* und während er das Dromedar am Seil führt, läuft er barfuß und singt.

Die Berber stehen vor uns auf, um fünf Uhr morgens. Sie rollen die großen Tuchzelte ein, satteln die Kamele, laden Gepäck auf. Wir müssen aufbrechen, um nicht in die glühende Mittagshitze zu kommen.

Gehen. Stundenlang. Tagelang. Das Land flach und baumlos. Die Sonne zieht auf und verschwindet blutrot hinterm Horizont. Nächte überfallen uns jäh. Das Land kennt keine Dämmerung.

Gehen. Anfangs jagen etliche Gedanken durch den Kopf. Kreuz und quer, ein Knäuel ungelöster Fragen. Existenzfragen. Wichtiges, wie ich zu glauben meine. Ansätze, ohne Faden, dem ich folgen könnte.

Wer in die Wüste zieht, verändert sich. Ich möchte mich verändern. Vor der Unbewegtheit im Leben fürchte ich mich am meisten. Das Fertigsein mit allem. Veränderung bedeutet wachsen. Ich will wachsen. Nur wohin? Am Anfang ist es laut in der Wüste.

Ich gehe. Gehe. Allmählich entlaufe ich aller Schwere. Eine felsige Bergkette scheint in der Ebene zu schweben. *Solvitur ambulando*. Es wird im Gehen gelöst.

Am dritten Tag komme ich an. Meine Tritte sicher, die Erde trägt mich. Ich werde das Gefühl nicht los, die Gravitationskraft sei in diesen Breiten stärker. Während ich zuhause immer ein wenig wanke,

über meine Füße zu stolpern drohe und Gedanken wegfliegen möchten, fühle ich hier erstmals festen Boden unter mir.

Leichtfüßig und singend. Die Schuhe trägt Hassan verknotet über den Schultern. Richtig im Körper sein. Für ihn Selbstverständlichkeit. Für mich ein Geschenk. Zwischendurch fange ich die Blicke von Lahcen auf. Ein gedrungener Mann um die vierzig, die Züge auf seinem Gesicht versuche ich zu deuten, eine unklare Mischung aus dumpfer Gutmütigkeit und unberechenbarer Brutalität. Er spricht keine fremde Sprache, meistens schweigt er. Nur manchmal kommen rohe, scharrende Laute aus seinem Mund. Er zieht ein Bein nach in seinen schweren Schuhen. Von Brahim erfahre ich, dass er sich eine Akaziennadel ingerannt hat, er müsse an der Ferse operiert werden, aber er weigere sich. Die Operation koste zu viel. Also humpelt er die 150 Kilometer, die wir uns vorgenommen haben.

Kamele sind nicht gern allein, nirgendwohin gehen sie allein. Willst du ein Kamel zu einem Markt bringen und verkaufen, musst du ein anderes finden, um es zu begleiten.

Durch das Kamel wurde die Wüste bewohnbar, erzählt ein Deutscher, vor mir auf einem Tier sitzend. Immer wieder dreht er sich um, damit ich ihn hören kann. Kamelmilch war die Hauptnahrung der Beduinen, Kamelhaar ersetzte die Wolle, fürs Lagerfeuer verbrannte man den trockenen Mist und

die Lederhaut wurde zu Schöpfgeräten verarbeitet. Während ich dem Vordermann zuhöre, halte ich konzentriert den Eisengriff fest, um nicht aus dem Sattel zu fallen. Noch traue ich den Viechern nicht. Sie stinken und haben ein grünes Gebiss. Angespant betrachte ich die schwieligen Polster an den Fußsohlen. Kamele könnten 120 Liter Wasser saufen und bis zu vier Wochen speichern. Es ist nicht uninteressant, was der Deutsche erzählt, aber allmählich werde ich müde von seinem Reden.

In der Ferne Nomadenzelte. Soweit das Auge reicht, nichts, außer ein orangefarbenes Land. Und mitten in dieser Steinwüste drei schwarze Zelte. Ich kann es nicht glauben, wovon leben diese Menschen? Eine Handvoll bunter Punkte springen heraus. Kinder, die Fossilien verkaufen. Sie lachen. Ihre Augen leuchten, als handle es sich um schwarze Sterne. Zwei Berberfrauen eilen uns nach, bieten bestickte Stofftäschchen zum Kauf. Unsere Karawane zieht weiter, die Männer tragen inzwischen Stöcke. Ausgehungerte Hunde sprengen auf uns zu. Brahim murmelt, einige haben die Tollwut. Jetzt bin ich dankbar auf dem Dromedar zu sitzen, an das gleichmäßige Schaukeln habe ich mich gewöhnt, vielleicht schlafe ich ein.

Einmal wird das Trinkwasser knapp. Mir schwindelt beim Gehen. Ich bitte Elly um Wasser. Sie reicht mir ihre letzten Schlucke, sagt, sie sei alt, brauche nicht mehr viel. Zwei Mundvoll, lauwarm. Danke Elly, ich werde es dir nie vergessen. Genauso wie sie ihre letzten Zigaretten verteilt. Wir haben noch einige Kilometer vor uns unter sengender Sonne. Langsam verlässt mich die Kraft. Was, wenn tatsächlich das Wasser ausgeht? Wie lang überlebt der Mensch ohne zu trinken? Weglaufen hat keinen Sinn. Ratio meldet sich zurück, versucht die Lage zu erfassen. Peter und Ines sind ein Paar, Anna ist Ines Schwester, Peter Katharinas Bruder, Katharina und Doris sind dicke Freundinnen, Gabrielle und Christian ein Paar, Carla hat nun Hassan, Elly und Dagmar kennen die meisten anderen seit Jahren. Ich bin allein. Sabine

auch. Sabine behauptete gestern, sie würde in einer Ausnahmesituation am liebsten als erste sterben. Das Ich-Nicht kam schneller, als ich es realisieren konnte. Vorwurfsvolle Blicke. Darf man so ehrlich sein? Ja, als Letzte, wenn ich ehrlich bin. Dann bist du mutterseelenallein. Filme und Fernsehsendungen fallen mir ein, Katastrophenfälle wurden erprobt. Der Mensch wird zum Tier, geht es ums nackte Überleben, das glaube ich. Und doch, Elly hat Wasser und Zigaretten hergegeben. Es muss auch Menschen geben. Sonst hat Überleben keinen Sinn.

Ein flirrender See, eine Fata Morgana. Es gebe eine Raststätte, bald, dort würde man hoffentlich Wasser bekommen, sagt Irmgard. Mein Gaumen ist trocken, die Stirn heiß. Im Innern kämpfe ich. Was heißt hier hoffentlich? Die werden uns doch nicht blauäugig in die Wüste jagen und die Wasservorräte falsch kalkulieren?

Vielleicht zähle ich zu den Menschen, die auf alles vorbereitet sein möchten. Vielleicht gibt es eine Zeit, wo man nur warten kann. Als ich später die Wasserflasche in der Hand halte, lösen sich Tränen. Still weine ich. Es ist das einzige Mal, dass ich in der Wüste weine.

Peter entdeckt eine gelbe Schlage, armlang. Irmgard beschwichtigte mich vor der Abreise, im März gebe es keine Schlangen. Erst mit der großen Hitze fallen sie ein, bei vierzig, fünfzig Grad, später. Das um den Kopf gewundene Tuch schützt mich vor der Sonne. Auch sonst. Vor zu redseligen Reisebegleitern. Vor den Blicken Lahcens. Nichts von mir muss ich zeigen. Suche ich die Einsamkeit, hänge ich ein Stück Tuch vor den Mund. Eine überraschende Erfahrung. Verhüllungen und Tücher können angenehm sein, darf ich mich frei dafür entscheiden. Vor meinem inneren Auge erscheint die gelbe Schlange. Daheim hätte sich bei der bloßen Vorstellung Panik breit gemacht. Ich gehe. Gehe. Bleibe ruhig. Eine Aussage von Marc Aurel schält sich aus der Erinnerung: *Wer sehr*

*lange lebt, verliert doch nur dasselbe wie jemand, der jung stirbt. Denn nur das Jetzt ist es, dessen man beraubt werden kann, weil man nur dieses besitzt.*

Die Wüste schenkt mir Ruhe. Gelassenheit. Ängste verflüchtigen sich.

Zuweilen ist der Kopf so leer wie die Landschaft draußen. Nichts, was wirklich wichtig ist.

Eine Wüstenrose vor meinen Füßen. Ich bücke mich, sie fügt sich in meine halboffene Hand. Scharfkantig, zerbrechlich. Eine einzige Blüte ohne Stiel und Stacheln. Ich lasse sie in die Hosentasche gleiten, für meinen Sohn, zuhause. Wüstenrosen bringen Glück, sagt man.

Jeden Tag sammeln die Berber Holzstöcke fürs Lagerfeuer. An diesem Abend ist alles anders. Die Treiber lachen, beinahe grölen sie. Sie werfen sich Gegenstände nach. Die Szene wirkt aufgekratzt, skurril. Selbst Lahcen, der sonst nur dunkel schaut, hat ein Kichern, das dem einer aufgeschreckten Ziege gleicht. Brahim und Irmgard ziehen sich in ihr Zelt zurück. Sie scheinen verärgert. Ich wundere mich. Bisher waren unsere Begleiter sehr zurückhaltend. Als ich frage, was los sei, erfahre ich, die Männer haben unterwegs von einem trockenen Strauch Blätter und Äste gebrochen. Nun rauchen sie die geschnittenen Pflanzenfasern, spielen verrückt. Ob wir auch was wollen, fragt Hassan kichernd. Sein Zähne schneeweiß im papiernen Licht. Die meisten verneinen. Vorsichtig ziehe ich an der selbstgedrehten Zigarette, einmal, zweimal. Mehr möchte ich nicht. Ein schönes Feuer flackert in unserer Mitte und wärmt mein Gesicht. Zwei Berber trommeln, einige tanzen. Ausgelassen. Ich liege auf dem Bauch, auf einer Decke, starre am Lagerfeuer vorbei zu einem Dromedar. Es kommt näher und näher, obwohl es sich nicht bewegt, obwohl es auf derselben Düne, am selben Platz steht. Ich halte den Mond für die Sonne. Alles wird leicht. Eigentlich sollte ich schlafen. Das Zeug scheint zu wirken, obwohl ich nur zwei Züge genommen habe.

Brahim und die anderen Berber habe ich bis ans Ende unserer Reise ins Herz geschlossen. Jeden auf seine Weise. Auf dem Weg nach Errachidia kehren wir in einem Bazar ein. Als ich mich zwischen einem roten und grünen Berberteppich nicht entscheiden kann, fragt Brahim, welchen würdest du als Umschlag für dein Buch nehmen? Auf Anhieb weiß ich, es kann nur der rote sein. Brahim lebte sieben Jahre im Vinschgau. Er hatte Irmgard in Marokko kennen gelernt und sortierte der Liebe wegen in einer Obstgenossenschaft Südtiroler Äpfel. Danach kehrte er nach Marokko zurück. Warum, frage ich. Ich musste, antwortet Brahim. Er ist ein stolzer Mann. Über Dinge, die ihm nahe kommen, fällt es ihm schwer zu sprechen. Leise fügt er hinzu, ich hatte Heimweh. Nach einer Pause: In Südtirol war ich für alle der *Marokkino*. Ich hatte keinen Namen dort. Brahim ist kein großer Sprecher. Aber er hat einiges vom Leben begriffen. Wo der Mensch keinen Namen hat, kann er nicht bleiben. Irmgard hat alles zurückgelassen und ist mit ihm in sein Land gegangen. Ob sie dort einen Namen hat? Ich weiß es nicht.

Am letzten Morgen holen uns drei Jeeps. Während wir unsere Zelte abpacken, erfasst mich Traurigkeit.

Fahr mit einem Koffer voller Fragen in die Wüste, du wirst ihn mit Antworten füllen und zurückkehren. Vielleicht hoffte ich das. Heimlich. Ich komme zurück. Ohne Koffer. Ohne Antworten.

Es bleiben Bilder. Erinnerungen. Das klare Blau des Himmels und die Hitze am Tag. Salz auf der Haut, Sonnenuntergänge und rote Staubwolken, Nomadenkinder mit verlaustem Haar und kaputten Zähnen, Mondfinsternis und eiskalte Nächte, eine nie geahnte Zahl von Sternen, die Dünen des Erg Chebbi, Weite und Ursprünglichkeit. Die Wüste ist geruchlos, beim Schnuppern an einem seltenen Kräutlein habe ich das Gefühl in einen duftenden Garten zu fallen. Einmal habe ich die Sahara blühen sehen. Gelb, violett und lächelnde Menschen,

die nichts besitzen außer sich selbst und ihre Erhabenheit. Eine Zeitlang gelingt es mir Langsamkeit zu leben. Verzicht ist eine Möglichkeit. Hektik im Alltag kennen die Menschen in Marokko nicht. Wozu auch? Die Sterne stehen Nacht für Nacht am selben Platz. Und sollte tatsächlich einer fallen, haben sie einen Wunsch frei.

Der Berberteppich liegt in meinem Schreibzimmer. Mehrmals am Tag laufe ich darüber barfuß oder in *Babusches*. Frauen knüpfen ihre Geschichten und Geheimnisse ein. Kein Teppich gleicht einem anderen.

Schönheit verflüchtigt sich. Auch in der Erinnerung.

Aber eines wird bleiben tief in mir. Das Schweigen der Wüste.

Es hat meine Seele berührt.

# Sabine Funk

Sie lebt seit einigen Jahren auf einem Bauernhof in Meran und arbeitet als PR-Frau und Texterin im Kulturbereich. Flexible Arbeitszeiten und genügend Freiräume sind ihr wichtiger als eine Festanstellung und ein Sparplan bei der örtlichen Bank. An Südtirol liebt sie die vielen Facetten zwischen Tradition und Moderne und die Berge...

**Frau Funk, stellen Sie sich vor. Wer sind Sie und woher kommen Sie?**

Ich bin gebürtige Kasselerin und bin mit Anfang zwanzig auf Umwegen schließlich in Berlin gelandet, wo ich Kulturmanagement studiert und dann einige Zeit bei einem Online-Kulturportal gearbeitet habe. Die Zeit direkt nach meinem Studium war eher schwierig. Das war die Phase, in der die so genannte New Economy zusammengebrochen ist und in der Uniaabsolventen in Berlin auch mal von 900 Euro auf Rechnung ihr Dasein gefristet haben. Aber ich wollte damals unbedingt in Berlin bleiben. Als ich dann dreißig wurde, dachte ich mir, es ist Zeit für einen Tapetenwechsel und bin nach Südtirol gekommen, aber relativ unmotiviert möchte ich fast sagen und mit dem Vorhaben... Gehört das jetzt dazu?

**Ja unbedingt.**

Der ursprüngliche Plan war eigentlich, statt in einer Metropole, in einer nicht ländlichen, aber doch provinziellen Gegend zu wohnen. Das hat mich ungeheuer interessiert. Ich habe bis dahin ja immer in größeren Städten gelebt, in Berlin, in Düsseldorf, kurz auch in Chicago. Die ländlichen Gegenden in Deutschland, in denen es Arbeitsplätze gibt, haben mich nicht angesprochen. Über mein wachsendes Interesse am Bergsport bin ich dann auf die Alpen gekommen. So habe ich meinen damaligen Südtiroler Freund – so etwas hatte ich in Berlin schon – dazu motiviert, nach Südtirol zu gehen.

**Und wie ist es dann weitergegangen?**

Ich bin gar nicht mit der Vorstellung hierher gekommen, unbedingt im Kulturbereich zu arbeiten. Das habe ich überhaupt nicht erwartet. Ich hatte richtigerweise befürchtet, dass für Akademiker, die kein Italienisch sprechen, der Arbeitsmarkt schwierig ist. Man kann wohl einsprachig in bestimmten Bereichen unterkommen, aber nicht in einem höher qualifizierten Segment und nicht im Bereich der Kommunikation. Es hat sich dann aber doch alles gefügt. Ich habe relativ schnell den Plan aufgegeben, eine Festanstellung zu suchen, weil ich gemerkt habe, dass ich auch hier freiberuflich besser fahre. Und nun arbeite ich für das Bolzano Festival Bo-

zen, dort vor allem für den Busoni Wettbewerb und für andere Kunden, bin also selbständige PR-Fachfrau und Texterin, vorwiegend im Kulturbereich.

**Können Sie davon gut leben?**

Ja, das kann ich. Das konnte ich auch in Berlin schon. Das hat aber weniger damit zu tun, dass dies so ein lukratives Geschäft wäre, sondern damit, dass mein ganzes Lebenskonzept nicht auf größtmögliche finanzielle Sicherheit abzielt. Ich habe immer schon einen eher minimalistischen Lebensstil gepflegt und habe es geschafft, diesen über die Jahre hinweg nicht nennenswert anzupassen, das heißt, nicht nach oben zu korrigieren. Wenn man nicht daran interessiert ist, Besitz zu akkumulieren, dann wird man feststellen, dass man es auch mit wenig Geld schafft, eine sehr hohe Lebensqualität zu haben. Man kann von Geld nämlich nicht die Zeit zurückkaufen, die man verliert, während man es verdient. Und deshalb habe ich immer ein starkes Bewusstsein dafür gehabt, dass Arbeitszeit eine Art verdinglichte Zeit ist, dass ich da etwas von mir verkaufe, was ich hinterher durch Geld nicht mehr wiederkriege.

**Sie meinen Lebenszeit...**

Ja, das ist auch Zeit, in der man jung ist. Daher habe ich einerseits immer versucht, dass ich von meiner Arbeit gut leben kann und dass ich angemessen bezahlt werde – was im Kulturbereich ja nicht einfach ist. Da muss man auch mal hart sein. Die andere Seite meines persönlichen Optimierungsprozesses ist immer gewesen, nur ein gewisses Zeitmaß für Arbeit aufzuwenden.

**Das ist Ihr persönlicher Lebensentwurf und keine Notwendigkeit?**

Im ersten Jahr in Südtirol war eine Festanstellung noch das Ziel. Ich kam aus Berlin und da war der Freiberuf wirklich ein auferlegtes Schicksal, da es Anfang 2000 einfach kaum feste Stellen gab. Als ich hierher kam, dachte ich mir, nun wird es endlich klappen. Aber dann hab ich gemerkt, dass ich große Probleme damit habe, innerhalb festgelegter Bürozeiten produktiv zu sein. Ich arbeite liebend gerne in der Nacht. Und da ich naturbegeistert bin,

ist es mir schon wichtig, am Mittwoch bei schönem Wetter auch mal zu wandern und stattdessen Samstag bei Regen zu arbeiten.

**Das geht natürlich nicht immer...**

Nein, aber ich habe immer noch viele Kunden in Deutschland. Aus Berlin habe ich mir damals einen kleinen Kundenstamm im Online-Redaktionsbereich mitgenommen. Das sind zum Beispiel Orchester und Chöre. Das Tolle an den neuen Kommunikationsmöglichkeiten ist: Man kann diese Art von Arbeit überall machen, auf der Almhütte, in Rom bei einem Sprachaufenthalt oder in den USA während einer Reise. Es ist gar nicht so wichtig, wo ich bin. Das ergibt ungeheure Freiräume. Was ich tue, wäre vor dreißig Jahren noch undenkbar gewesen aber inzwischen kann man die neuen Kommunikationsmöglichkeiten sehr gut in die eigenen Dienste stellen.

**Sind Sie ausgelastet?**

Durchaus. Ich habe die Erfahrung gemacht, wenn man die Dinge halbwegs gut macht, dann wächst einem Neues automatisch zu. Ich laufe also nicht herum und suche Arbeit. Ich finde dieses Konzept von zehn bis zwölf verschiedenen Auftraggebern gut und empfinde das auch nicht als größere Unsicherheit als eine Festanstellung. Einen Arbeitsplatz kann man immer verlieren, aber ich bezweifle, dass alle meine Auftraggeber von einem Tag auf den anderen verschwinden. Außerdem habe ich das Gefühl, es gibt hier eine Menge zu tun.

**Sie empfinden das also nicht als Prekariat?**

Absolut nicht. Da muss jeder selbst aufpassen. Ich kenne viele Freiberufler im Kulturbereich, die tatsächlich zur Selbstausbeutung neigen und die den Fehler machen, ihre Grenzen nicht zu definieren. Weil es immer darum geht, wie sie ihr Geld verdienen, um überleben zu können. Dieses Problem habe ich nicht, ich sehe einen Teil meiner Bezahlung auch in den Freiräumen, die ich habe. Diese Freiräume muss man aber auch schützen. Ich habe oft mit Kollegen darüber diskutiert, ob man als Freiberufler Tag und Nacht telefonisch erreichbar sein muss, wenn Kunden anrufen. Ich glaube zum



Beispiel nicht, dass ich gezwungen bin, ständig zur Verfügung zu stehen. Mein Eindruck ist, je klarer man da ist, desto besser ist man imstande, Aufträge gut umzusetzen. Man muss einfach die ganze Zeit klar haben, was man wert ist.

**Ist das Ihrer Ansicht nach ein typischer Lebensentwurf der jüngeren Generation?**

Unbedingt. Ich glaube einfach, dass sich durch die neuen Kommunikations- und Informationstechnologien ganz viel getan hat. Man kann mit anderen Leuten, die etwas Ähnliches machen, aber woanders sitzen, in Netzwerken arbeiten. Ich habe noch Kollegen von früher aus Berlin, die sind jetzt irgendwo. Wenn ich übersetze und einen Lektor brauche, kann ich einem Freund einen Text zum Korrigieren schicken. Man kann heute also auf Ressourcen zurückgreifen, die an ganz unterschiedlichen Orten sind und sich unglaublich gut gegenseitig helfen. Und diese Netzwerke werden immer wichtiger. Und ich finde, dazu kommt noch eine Sache. Ich unterscheide zwischen beruflichen Netzwerken und solchen, die eher einen freundschaftlichen Charakter haben. Tatsächlich ist es so, dass es in diesem System Leute gibt, von denen ich gar kein Geld annehme. Weil ich glaube, man soll Gefallen auch mal mit Gefallen belohnen. Wenn man zu stark immer alles nur in Geld abbildet, hat man am Ende gar nichts davon, auch weil der Fiskus immer mitverdient. Es gibt Leute, die für mich kostenlos deutsche Texte lektorieren und die wissen, dass ich auch mal über ihre Texte drüberschaue, wenn es notwendig ist. Das spielt sich auf der Ebene eines Tauschgeschäftes ab. Es ist eine Art nichtmonetäre Ökonomie, die total hilfreich ist und die funktioniert.

**Was gefällt Ihnen an Südtirol – die Berge einmal ausgenommen?**

Was mir hier besonders gut gefällt, sind die Überblendungen der verschiedenen Kulturen. Ich finde es einfach spannend, euch Südtiroler mit euren Problemen zu beobachten. Ich kenne das von der Diskussion über Ostdeutschland und Westdeutschland. Ich habe lange in Berlin gelebt und weiß, wie das ist, wenn sich an einem Ort verschiedene Zeiten treffen und Systeme überlappen und finde es einfach interessant, gewisse Südtiroler Befindlichkeiten über die Jahre hinweg zu studieren. Als Außenstehende sozusagen, ohne gewisse Probleme selber zu teilen. Was ich noch toll finde, ist die Gleichzeitigkeit von gänzlich unterschiedlichen Dingen. Es gibt Tage, da bin ich mittags noch auf einem Almfest, für das ich Pressearbeit gemacht habe und am Abend bei einem Konzert mit Claudio Abbado im Konzerthaus Bozen. Und in der Galerie (ES contemporary, Anm. d. A.) passiert moderne Kunst und ich lebe selbst auf einem Obstbauernhof bei einer ganz traditionellen Familie. Es gibt all diese Parallelwelten. Ich bin interessiert an vielschichtigen Situationen. Es behagt mir ungemein, herumspringen zu können zwischen urbanen kulturellen Inhalten und traditionellen Ritualen.

**Wie bewerten Sie das kulturelle Angebot in Südtirol?**

Dadurch, dass der relative Wohlstand im Vergleich zu anderen Regionen in Europa hoch ist, gibt es sehr viel. Für jede Sprachgruppe und für jede Befindlichkeit entsteht dann noch mal ein eigenes Angebot, weil ja alle gleich viel kriegen müssen. Was mir hier teilweise fehlt, sind die Freiräume, zum Beispiel irgendwelche leer stehenden Gebäude, die mal für fünf Jahre für eine Zwischennutzung frei gegeben werden, wo sich eine Art spontane Untergrundkultur entwickeln kann, die das gesellschaftliche Leben befeuert. Es ist viel Geld da, um sehr hochkarätige Kultur ins Land zu holen. Ich finde das super, habe aber manchmal den Eindruck, dass



man sich das alles angucken kann, dass es aber nicht einen wirklichen Impuls darstellt für das Kulturleben. Da wären klein strukturierte Sachen viel wichtiger. Und dadurch, dass hier Grund und Boden und Immobilien so teuer sind und auf der anderen Seite eine gewisse Gelassenheit fehlt, erscheint mir das Kulturleben manchmal etwas steril und passiv – es ist in Teilen eine Zuschauerkultur. Tolle Künstlerinnen sind einen Abend hier und dann sind sie wieder weg. Das sind aus meiner Sicht nicht die Dinge, die mit der Identität des Ortes arbeiten und tiefe Spuren hinterlassen.

#### Gibt es etwas, das Sie selbst gerne tun würden?

Ich kokettiere mit der Vorstellung, einer Musikkapelle beizutreten. Um wieder in einem Ensemble Klarinette spielen zu können und auch weil ich es lustig fände. Was für mich in diesem Zusammenhang noch ein Thema ist: Manchmal ist es lästig mit dem Hochdeutsch. Ich fühle mich zwar nicht wie eine Ausländerin, gehöre irgendwie aber auch nicht hierher. In Südtirol wird nämlich eine wahnsinnig scharfe Grenze über den Dialekt gezogen. Es hat ungefähr zwei Jahre gedauert, bis mich der Bäcker nicht mehr gefragt hat, ob ich denn bald abreise. Es gibt in Südtirol so etwas wie zwei verschiedene Kommunikationsmodi, einen für Einheimische und einen anderen für Fremde. Das ist gar nicht so einfach. In den USA beispielsweise ist ein Akzent überhaupt kein Ausschlusskriterium. Die ganze Nation gründet auf der Tatsache, dass jeder irgendwann einmal neu in diesem Land war und dass er selber, seine Eltern oder Großeltern schlecht Englisch gesprochen haben. Da Südtirol eine so kurze Geschichte als Einwanderungsland hat, verläuft hier über die Sprache ein viel tieferer Graben, der uns Bundesdeutsche teilweise ausgrenzt, weil wir ja auch als Touristen präsent sind. Und das ist ein ganz komischer Zustand. Man muss immer klarstellen: Ich spreche zwar keinen Dialekt, aber ich lebe trotzdem hier.

#### Wie lange werden Sie noch in Südtirol bleiben?

Eigentlich habe ich gedacht, dass ich alle zehn Jahre umziehe. Mit zehn nach Kassel, mit zwanzig nach Berlin, mit dreißig nach Südtirol. Das hieße, ich muss mit vierzig wieder von hier weg. Aber ich wage es nicht, eine Prognose zu stellen. Ich kann mir vorstellen, dass ich hier noch ganz lange bleibe oder dass plötzlich etwas Spannendes passiert und ich wieder weg bin. Aber ich bin absolut nicht in der Situation zu sagen: Ach, wenn ich doch bloß wieder zu Hause wäre.

Interview: Angelika Gasser



# Brigitte Mazohl

Brigitte Mazohl ist gebürtige Südtirolerin und begeisterte Historikerin. 1993 wurde sie als ordentliche Universitätsprofessorin für Österreichische Geschichte an die Universität Innsbruck berufen. Seit 2005 leitet sie dort das Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie. Brigitte Mazohl ist Spezialistin für die Zeit zwischen dem 18. Jahrhundert und dem Ersten Weltkrieg. Sehr früh hat sie sich auch für eine feministisch orientierte Geschichtswissenschaft eingesetzt.

Frau Mazohl, wenn man sich Ihr Curriculum ansieht, gewinnt man den Eindruck, dass Ihr Aufstieg von der Studentin zum Institutsvorstand glatt und problemlos verlaufen ist. Gab es keine Karrierebrüche?

Es war tatsächlich ein relativ bruchloser Karriereverlauf. Aber erst seit dem Zeitpunkt, an dem ich eine feste Anstellung an der Universität hatte. Das ist mir wichtig zu sagen. Vorher war es neun Jahre lang sehr schwierig. Ich hatte 1980 das Glück, eine Assistentenstelle an der Universität Salzburg zu bekommen. Ab da ist es rasch gegangen. Bereits wenige Jahre später konnte ich mich habilitieren. Da gibt es einen großen Unterschied zu heute. Heute finden viele junge WissenschaftlerInnen gerade in dieser Lebensphase keine Stelle. Es gibt zwar eine Fülle von Stipendien und so viele Fördermöglichkeiten nach dem Studium wie niemals zuvor. Aber nach einigen Jahren Förderung – wenn es um eine feste Anstellung ginge – gelangen die meisten an einen kritischen Punkt.

Bei Ihnen war es eher umgekehrt?

Ich wurde 1971 promoviert. Nach dem Studium war es sehr schwer ein Stipendium zu bekommen. Ich habe mich trotzdem immer auch selbst um Fördermöglichkeiten bemüht. Ein Jahr war ich in Rom, dann hab ich geheiratet, darauf war ich ein Jahr in Wien, wo ich eine Förderung der Akademie der Wissenschaften bekam. Später arbeitete ich drei Jahre in Mainz am Institut für Europäische Geschichte und dann ging es wieder zurück nach Salzburg. Einmal erhielt ich ein Stipendium des italienischen Außenministeriums, ein andermal eine Unterstützung von Südtirol. Ein Mann hätte sich dieses Dasein ohne regelmäßiges Einkommen wohl nicht leisten können. Manchmal ist es auch ein Vorteil, eine Frau zu sein. Ich war zum Glück durch meine Ehe weitgehend abgesichert.

Oder durch eine Rückkehr nach Südtirol und eine Stelle in der Schule, wie für viele unserer Generation...

Die Schule war für mich sehr bald keine wirkliche Alternative. Nachdem ich die Forschungswelt kennen gelernt hatte, wollte ich in dieser Welt bleiben.

Aus Liebe zum Fach? Aus Leidenschaft für die Geschichte?

Eindeutig. Vom Fach kann ich auch heute noch schwärmen. Vom ungeheuren Potential, das in diesem Fach liegt. Am Beginn meines Studiums habe ich es wohl noch mehr idealisiert und gedacht, dass von der Kunstgeschichte bis zur Musikgeschichte alles enthalten sein wird. Später hab ich schon gemerkt, dass dem nicht ganz so ist.

In der Wissenschaft ist Spezialisierung notwendig. War das für Sie dann nicht ein großes Opfer, eine Einschränkung?

Es ist wichtig in die Tiefe zu bohren. Ein berühmter französischer Historiker hat einmal gesagt, wenn jemand ganz genau die Geschichte eines Ortes untersucht hat, dann ist er sensibel geworden auch für die größere Perspektive. In der Einleitung zu meiner Habilitationsschrift habe ich geschrieben, dass es völlig gleichgültig ist, wo man beginnt, den Faden aufzudröseln. Bei mir war es halt die österreichische Herrschaft in Oberitalien. Es bedeutete tatsächlich einen langen Weg der Spezialisierung, lange 15 Jahre. Sie hat das Opfer einer gewissen Verengung mit sich gebracht. Dafür den Vorteil, dass man sich in einer bestimmten geschichtlichen Periode wirklich sehr genau auskennt.

Ihr Kernfach an der Universität Innsbruck ist die Österreichische Geschichte...

Das war am Anfang ein Problem. Ich musste plötzlich Überblicksvorlesungen halten von der Austria Romana bis zum Staatsvertrag. Meine wissenschaftlichen Schwerpunkte lagen aber ausschließlich im 18. und 19. Jahrhundert. Daher waren diese Überblicksvorlesungen für mich eine harte Schule. Deshalb gehörte die Lehre in den ersten Jahren nicht zu meinen bevorzugten Tätigkeiten. Das sich Stützen auf andere, nicht über eigene Forschung reden können, fiel mir schwer.

Sie haben sich mit Frauenforschung beschäftigt, geht es da um Frauen als Subjekt oder als Objekt der Geschichte?

Unser Ziel in der feministischen Geschichtswissenschaft war es, nicht nur den Frauen ihre Geschichte



wieder zu geben sondern auch der Geschichte die Frauen. Meine eigene Position ist, dass ich die weibliche Perspektive immer mit einbinde, auch in die traditionellen Vorlesungen über österreichische Geschichte. Ich frage zum Beispiel nach der Rolle der Frauen im Risorgimento.

**Bringt die ständige Beschäftigung mit der Vergangenheit nicht eine einseitige Perspektive mit sich?**  
Die Vergangenheit ist dauernd auch Gegenwart. Die Gegenwart wird in jedem Moment zur Vergangenheit. Wir leben als Einzelne und als Kollektiv von den Spuren, auf denen wir bisher gegangen sind und die uns bis hierher getragen haben.

**Gibt es derzeit ein gesellschaftliches Interesse an der Vergangenheit?**  
Wenn wir die Feiern zum Tiroler Gedenkjahr oder die Veranstaltungen zum 150. Jubiläum des italienischen Einheitsstaates anschauen, dann ist die Begeisterung für die Vergangenheit groß.

**Sie haben sich ziemlich kritisch zu den Gedenkfeiern geäußert...**  
Ich wollte für einen differenzierten Umgang plädieren. Ich wollte darauf aufmerksam machen, dass Geschichtskennntnis wichtiger ist als das Feiern von Ju-

biläen und dass in einer sehr merkwürdigen Art von Vergangenheitsbewältigung die Geschichte selbst vielfach abhandengekommen ist. 1809 war für Tirol eine katastrophale Niederlage. Der Festzug hat stattgefunden, als ob historisch nichts aufgearbeitet worden wäre.

**Gilt das nicht für die Geisteswissenschaften generell? Klafft nicht häufig ein Abgrund zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen und öffentlichen Debatten?**

Wenn wir beim Beispiel des Gedenkjahrs bleiben, so gibt es offensichtlich ein großes Bedürfnis nach Ritualen. Wissenschaftliche Forschung bedient dieses Bedürfnis nicht. Trotzdem bin ich optimistisch. Die Menschen interessieren sich für die Ergebnisse der Wissenschaft, auch jene ohne historisches Gen (lacht). Ich glaube nämlich an ein historisches Gen.

**Müsste dazu die Wissenschaft nicht stärker aus dem universitären Elfenbeinturm hinaus gehen?**  
Der Elfenbeinturm stammt aus dem 19. Jahrhundert, wo sich Bildungsbürgertum und Universität wechselseitig bedient haben. Wir versuchen jetzt stärker nach außen zu gehen: durch Ausstellungen, Kooperationen mit Museen, öffentliche Auftritte. Meine Lehrergeneration hätte das vermutlich nicht

seriös genug gefunden. Für sie sollte die „reine“ Wissenschaft im stillen Kämmerlein stattfinden. Etwas davon stimmt allerdings nach wie vor.

**Zum Schreiben bedarf es des stillen Kämmerleins...**

Da kann ich nur zustimmen, auch ich reserviere mir – im Idealfall – den Vormittag für das Schreiben. Der Nachmittag gehört dem Universitätstrubel.

**Auch Archive sind stille Kämmerlein. Finden Sie es dort nie langweilig?**

Im Archiv zu sitzen, ist meine ganz große Leidenschaft. Das klingt jetzt vielleicht unglaublich, aber es gehört für mich zum Schönsten überhaupt, alte Dokumente zu lesen. Da passieren dann plötzlich so schöpferische Momente. Man erhält ganz unerwartete Antworten auf Fragen, die man so gar nicht gestellt hat. Daraus ergeben sich wieder neue Fragen. Das ist ungemein spannend. Die Fragen müssen neu definiert werden. Einfach wunderbar... Schöne Momente erlebe ich auch beim Schreiben. Wenn ein Reflexionsprozess in Gang kommt und sich das gesammelte Material in etwas Neues verwandelt. Mühsamer und langweiliger hingegen ist das Überarbeiten von Anmerkungsapparaten.

**Das universitäre Ambiente zeichnet sich nicht gerade durch Menschenfreundlichkeit aus. Mit welchen Waffen kämpfen Sie?**

Da bin ich jetzt geneigt, meine alten feministischen Sprüche aus der Schublade zu ziehen: Zuerst muss man lernen, wie es die Männer machen und dann muss man genau das wieder verlernen, um es besser zu machen. Ich habe den Eindruck, dass inzwi-

schen an den Universitäten ein etwas humanerer Umgangston herrscht. Es ist ein stärkeres Bewusstsein für Konfliktbewältigungsstrategien vorhanden und auch für die Notwendigkeit von Konflikten. Diesbezüglich hat sich im Vergleich mit der vorherigen Generation Einiges geändert. Ich habe noch erlebt, wie über Fachthemen gestritten wurde, während es eigentlich um Konkurrenz ging. Inzwischen mache ich die Erfahrung, dass man sich stärker bewusst ist, dass Konflikte mit den betroffenen Personen zu tun haben, nicht mit Fachinhalten... Mir selber ist kaum etwas in den Weg gelegt worden. Ich hatte einen Chef, der sich als Frauenförderer verstand.

**Ihre feministische Einstellung wurde von Anfang an akzeptiert?**

Als junge Dozentinnen haben wir in Salzburg eine Podiumsdiskussion veranstaltet mit dem Titel „Alma mater ohne Töchter“. Diese Aktion wurde den Männern an der Universität damals vielleicht etwas zu viel. Zu viel Frauenpower. Als ich nach Innsbruck berufen wurde, haben schon einige gefürchtet, dass eine Ober-Emanze daher käme. In der Berufungskommission wurde ich gefragt, ob Männer eine andere Geschichte schreiben als Frauen. Die Befürchtung war wohl, dass eine feministische Historikerin die von Männern geschaffenen wissenschaftlichen Standards in Frage stellen würde. Ich habe sofort verstanden, dass man ein Bekenntnis zu diesen Standards hören wollte. Ich habe mich damals dazu bekannt und ich bekenne mich heute genauso dazu. Da kann es allerdings vorkommen, dass ich mir von Kolleginnen den Vorwurf der angepassten, patriarchalisch verformten Frau einheimse.

**Worin bestehen für Sie diese wissenschaftlichen Standards?**

Möglichst nah an den Originalquellen zu bleiben, ist ein Anspruch, der nicht in Frage gestellt werden darf. Es wird für mich problematisch, wenn klassische Autoren wie Hegel oder Kant nicht einmal mehr aus Zweit-, sondern aus Dritt- und Viertquellen zitiert werden. Wir leben in einer Zeit, in der mit Zitaten um sich geworfen wird und kein Mensch überprüft, wo sie eigentlich herkommen.



Problematisch sind für mich auch zu breit gesteckte Themen wie beispielsweise „Tod im Mittelalter“. Um ein solches Thema seriös zu erforschen, muss ich zunächst wissen, in welchem Raum genau und in welcher Zeit und mit welchen Quellen ich arbeiten werde. Ich möchte keine pseudowissenschaftliche Beliebigkeit. Ich halte viel von der 10.000 Stunden-Regel. Bevor sich jemand nicht 10.000 Stunden an einem Thema abgearbeitet hat, ist er kein Experte. Ich möchte daran glauben, dass sich Qualifikation schlussendlich durchsetzt. Mit Bluff schadet sich jemand nur selber.

**Sagen Sie das auch jungen WissenschaftlerInnen?**

Ich plädiere für ernsthafte und gründliche Arbeit und dafür, nicht mehr scheinen zu wollen, als man ist. Umgekehrt ist es genauso wichtig, nicht unter den Teppich zu kehren, was man kann. Auch zu sagen, was man noch nicht kann und bereit ist sich zu erarbeiten. Man muss lernen, die eigene Leistung und die eigenen Kompetenzen transparent zu machen.

**Sie glauben, dass sich Aufrichtigkeit letztendlich lohnt?**

Ich bin ein Fan von Aufrichtigkeit und Transparenz. Alles andere ist eine Zeitbombe, die letztendlich platzt. Dann sitzt jemand auf einem Job, den er gar nicht ausfüllen kann.

**Angst kannten Sie nie?**

Meine Strategie war es wohl eher, offensiv auf die Dinge zuzugehen. Ich habe mich selten einschüchtern lassen. Auch Bescheidenheit gehört nicht zu meinen bevorzugten Tugenden.

**Als Studentin initiierten Sie eine Fernsehdiskussion mit dem Titel: „Sind Frauen heutzutage gleichberechtigt“? Heutzutage würde das keinen Menschen mehr hinter dem Ofen hervorlocken. Wurde so viel erreicht, dass die Frage überflüssig geworden ist?**

Momentan ist – jedenfalls unter den StudentInnen – weniger Bewusstsein für die Problematik des Geschlechterverhältnisses bei beiden Geschlechtern vorhanden, aber das Thema ist nach wie vor aktuell.

**Sie haben sich sehr früh schon für die Gleichbehandlung der Frauen eingesetzt. Warum gibt es immer noch verhältnismäßig wenig Universitätsprofessorinnen?**

Meine neueste Erkenntnis ist, dass es einfach nicht so viele Frauen gibt, die eitel und ehrgeizig genug sind, sich in Spitzenpositionen selbst auszubeuten... Außerdem hat der Einsatz für die Gleichbehandlung neue Paradoxien herauf beschworen. In den Kommissionen gibt es die Frauenquote, d.h. die ohnehin wenigen Professorinnen sitzen in allen Kommissionen und sind damit heillos überfordert, während für die große Zahl männlicher Professoren diese Arbeit sehr viel besser verteilt ist. Das ist beinahe eine neue Form von Frauendiskriminierung.

**Worin besteht Ihr wichtigster Beitrag zur Geschichtswissenschaft?**

Ich habe einen Sohn, der erfolgreicher Historiker geworden ist. (lacht).

Interview: Margit Oberhammer



# Marion Piffer Damiani

Bereits während ihres Kunststudiums in Innsbruck und Venedig geriet die Brixnerin in den Bann der zeitgenössischen Kunst – und kam nicht mehr von ihr los. Eine Perfektionistin, die von der Kunst sagt: „Sie öffnet die Augen und schärft die eigene Sensibilität für das Leben.“

**Frau Piffer, Sie geben nicht gerne Auskunft über sich selbst, stimmt das?**

Das hängt davon ab, wie gut ich jemanden kenne. Wenn ich mit jemandem über meinen beruflichen Werdegang und über meine Arbeit rede, konzentriere ich mich darauf. Ich trenne dann Privates von der Arbeit.

**Sind Sie ein verschlossener Mensch?**

Nein. In meinem Beruf als Kuratorin sind Offenheit und Gesprächsbereitschaft Voraussetzung. Ich empfinde meine Arbeit dahingehend als eine privilegierte. Als Kuratorin im zeitgenössischen Kunstbereich arbeite ich eng mit den Künstlern zusammen; das intensive Gespräch ist die Basis. Künstler in ihren Recherchen zu begleiten, sich auf ihre Fragen einzulassen, Querverbindungen herzustellen, dazu beizutragen, ein Projekt zum Entstehen zu bringen – das alles ist sehr bereichernd!

**Wie sind Künstler als Gesprächspartner?**

Unterschiedlich, das hängt ganz von der Persönlichkeit ab. Jedes mal, wenn man ein Atelier betritt, begibt man sich in eine eigene Lebens- und Arbeitswelt – vorausgesetzt die Begegnung findet überhaupt noch in einem Atelier statt. Das künstlerische Arbeiten hat sich mit dem Kunstbegriff stark verändert und vielfältige Formen angenommen.

**Was würden Sie sagen: Was ist die Rolle von Künstlern in unserer Gesellschaft?**

Kunst setzt sich mit zentralen Fragen unserer Existenz auseinander, hinterfragt die Formen unserer Kultur und Gesellschaft, das Leben in der Gegenwart. Es ist eine geistige Auseinandersetzung, die es dem Menschen ermöglicht, sich selbst und die Formen der Welt offen und kritisch wahrzunehmen, und dadurch nicht nur die Dinge sondern auch die Sicht auf die Dinge darzustellen.

**Werden Künstler unterschätzt in ihrer Bedeutung?**

Es gibt nach wie vor viele Missverständnisse und Vorurteile. Vor allem dann, wenn Kunst nicht in ihrem kritischen Potential wahrgenommen wird, sondern als Luxus und Kirsche auf der Sahnetorte.

**Sie sind vielen interessanten Künstlern begegnet: Welche Begegnungen waren besonders prägend für Sie?**

Prägend waren sicher die Jahre der Zusammenarbeit mit der ar/ge kunst Galerie Museum Bozen. Die Pioniergeneration der österreichischen Konzeptkunst, starke Künstlerpersönlichkeiten wie Gottfried Bechtold, Valie Export, Heinz Gappmayr, Peter Weibel haben bei mir eine gewisse Vorliebe für das Analytische verstärkt. Den Blick für die Skurrilitäten des Lebens öffneten etwa Maurizio Cattelan, der die Bozner Galeriebesucher Mitte der 1990er-Jahre anbellte oder das Künstlerpaar Anna und Bernhard Blume mit ihrem illusionslosen Humor. Von den Südtiroler Künstlern habe ich immer wieder mit Mandred A. Mayr zusammengearbeitet, von seiner Sensibilität für die Kultur des Materials und der Farbe habe ich sehr viel gelernt. Ich könnte noch zahlreiche Namen nennen, jede Begegnung hinterlässt Eindrücke und Spuren. Mit jedem Projekt entwickelt man sich selbst weiter. Nachhaltig besonders beeindruckt war ich von einem Besuch, den ich mit einer Kollegin im New Yorker Studio bei Louis Bourgeois machen durfte. Heute wird sie als bedeutendste Bildhauerin des 20. Jahrhunderts bezeichnet. Kunst und Leben waren hier als ein einziges intensives Ganzes zu spüren – das ging unter die Haut.

**Sprechen wir über Ihre Studienzeit, Sie haben Kunstgeschichte und Germanistik studiert: Was oder wer prägte Sie da?**

Ich habe in den 1980er Jahren in Innsbruck und Venedig studiert – es waren also zwei völlig verschiedene Kontexte. In Innsbruck gab es ein junges, relativ kleines kunstgeschichtliches Institut mit vielen Freiheiten und einer interessanten Gruppe an Studienkollegen. Das Institut betrieb sogar selbst einen kleinen Ausstellungsraum, an dem man mitarbeiten konnte. Im Umfeld war vor allem das Engagement der Galerie Krinzing, die damals noch in Innsbruck arbeitete, für diejenigen anregend, die sich für die zeitgenössische Kunstproduktion interessierten. In Venedig hingegen habe ich im Umfeld der Kunstbiennale für meine Abschlussarbeit recherchiert. Das habe ich sehr genossen. Eine wich-



tige Zeit begann jedoch nach dem Studium in Zusammenarbeit mit der ar/ge kunst Bozen zwischen 1989 und 2000. Aus dieser Zeit habe ich mein interdisziplinäres Interesse für Kunst, Fotografie und Architektur mitgenommen. Mit der ar/ge kunst habe ich ein sehr wichtiges Stück meines Lebens gelebt.

Erzählen Sie uns mehr von diesem „sehr wichtigen Stück“.

Mitte der 1980er Jahre befand sich das Zeitgenössische in Südtirol in einem großen Aufbruch. Die Geschichte der zeitgenössischen Kunst in Südtirol ist eine junge, aber erfolgreiche Geschichte. Im Jahr 1985 wurde die ar/ge kunst gegründet und damit die erste öffentlich subventionierte Anlaufstelle des Zeitgenössischen. Im selben Jahr wurde auch der Verein Museion gegründet, der kurz darauf ebenfalls seine Ausstellungsaktivität aufnahm. Endlich war die Kulturpolitik des Landes gewillt, dem Zeitgenössischen sprichwörtlich Raum zu geben und es zu fördern! Innerhalb kürzester Zeit konnte sich Südtirol eine vielfältige Kunsttopographie aufbauen und sich an ein internationales Kunstnetzwerk anschließen. Erst im Rückblick wird einem die Bedeutung dieser Entwicklungen bewusst. Die ar/ge kunst spielte eine wichtige Vorreiterrolle, auch was den erwähnten interdisziplinären

Ansatz betrifft. Das hat natürlich mit den Menschen im Team zu tun. Etwa Walter Niedermayr und seine Kontakte in der internationalen Fotoszene. Auch die Architektur spielte eine zentrale Rolle, und mit ihr Architekten wie Christoph Mayr Fingerle, der viele Jahre Präsident der Vereinigung war oder die Architekten Walter Angonese und Susanne Waiz, die international bedeutende Architekten nach Bozen holten. Es war eine Aufbruchzeit, gekennzeichnet von einem besonderen Engagement innerhalb des Teams. Es war eine intensive Zeit und die Galerie war meine Reibungsfläche, daran bin ich sehr gewachsen.

Was brachte Sie eigentlich dazu, Kunstgeschichte zu studieren?

Mich hatten zunächst die Geisteswissenschaften interessiert. Die Entscheidung folgte dann eher einer Intuition als einer konkreten Motivation. Ich habe aber bald gemerkt, dass mich die zeitgenössische Kunst am meisten interessiert.

Warum? Was ist das Faszinierende an dieser Kunst?

Sie hat mich neugierig gemacht. Und mir die Möglichkeit geboten, Dinge aus einer anderen Perspektive zu sehen und zu merken, wie sich im Kontakt

mit Kunst die eigene Wahrnehmung schärft. Die Wahrnehmung über das Visuelle hat mich fasziniert – und die Herausforderung, dieses Visuelle in Sprache zu übersetzen. Ein Brückenschlag, der eine intensive Auseinandersetzung erfordert aber auch Freude macht.

**Zeitgenössische Kunst gilt häufig als schwer verständlich...**

... und wird in diesem Zusammenhang gerne gegen die alte Kunstgeschichte ausgespielt. Diese zu verstehen ist auch nicht einfach. Der erweiterte Kunstbegriff der Gegenwart arbeitet mit Materialien, die unserem Alltag sehr viel näher sind als die der älteren Kunstgeschichte. Manchmal gibt es Ängste und Vorurteile in der Begegnung mit neuer Kunst. Lässt man sich aber darauf ein, öffnet sich eine Welt!

**Was hat später Ihre Berufswahl beeinflusst?**

Das Thema Ausstellung als Schnittstelle zwischen Kunstproduktion und -rezeption hat mich schon während des Studiums und als Thema meiner Abschlussarbeit interessiert. Der Begegnungsmoment mit dem Publikum ist ein sehr wichtiger Moment. Kunst entsteht schließlich auch über das Betrachten. Nach dem Studium habe ich fast unmittelbar die Zusammenarbeit mit der ar/ge kunst Bozen begonnen.

**Wie schwer ist es, in der Kunstwelt seinen Platz zu finden?**

Eine Arbeit im Kunstbereich hat viele Gesichter. Das eigentliche Tätigkeitsfeld hängt von den Möglichkeiten, aber auch den Vorlieben des Einzelnen ab: vom Kunstmarkt zum Ausstellungswesen, von

der Kunstvermittlung zur Forschung – das Feld ist facettenreich. Mich hat von Anfang an die direkte Begegnung mit den Künstlern interessiert, ich habe aber auch kunsthistorisch gearbeitet, etwa einen umfassenden Rückblick auf die Südtiroler Kunstgeschichte publiziert. Das ist Archiv- und Rechercharbeit, wo man viel am Schreibtisch arbeitet. Diese Phasen sind wichtig und tun auch gut, um sich Zusammenhänge zu vergegenwärtigen. Ich kehre aber auch gerne wieder zum direkten Dialog mit den Künstlern zurück. Mit diesen gemeinsam etwas zum Entstehen zu bringen, sei es in Form eines Buches, einer Ausstellung oder eines Kunst-am-Bau-Projektes, verschafft Genugtuung. Und es macht süchtig. Da ist etwas, das einen nicht mehr loslässt.

**Warum ist das so?**

Weil man merkt, wie die Kunst die Augen öffnet und die eigene Sensibilität für die Beschaffenheit der Lebenswelt schärft. Weil es die Kunst schafft, wesentliche Dinge unseres Lebens und unseres Alltags zum Ausdruck zu bringen. Etwas, das wir vielleicht nur fühlen, aber nicht aussprechen können. Wir fühlen uns dann bestätigt. Das ist, wie wenn man ein gutes Buch liest.

**Seit eineinhalb Jahren sind Sie Präsidentin des Museion. Zeitungen haben geschrieben, Sie hätten den „lohnendsten und undankbarsten“ Kulturjob Südtirols. Wie geht es Ihnen damit?**

Es war sicher keine leichte Aufgabe, eine Institution zu übernehmen, der gegenüber es jede Menge an Vorurteilen gab nach dem missglückten Start mit der unseligen Frosch-Geschichte. Auf der anderen Seite handelt es sich um eine Institution mit enormem Potential, das jetzt auch langsam zur Geltung kommt. Das Wichtigste war, ein gutes Führungsmodell zu entwerfen. Man muss der Institution selbst jetzt Zeit lassen, um ihre Position und Identität zu entwickeln. Das vergangene Jahr war intensiv und anstrengend, aber wir sind auf dem richtigen Weg. Wir wissen, wo wir hin wollen und sind mit viel Leidenschaft und Energie bei der Arbeit.



### Wie kann das Museion an Ansehen gewinnen?

Ein Haus wie das Museion punktet vor allem über ein hochwertiges Programm, das ihm Ansehen in der Kunstwelt verschafft. In der Fachwelt ist das Museion durchaus ein anerkannter Partner, aber man muss ständig daran arbeiten. Auf Dauer sind natürlich die Bestände, sprich die Sammlung wichtig, die ein internationales und zugleich auch individuell spezialisiertes Profil aufweisen sollte und die aufzeigt, in welcher Form die Südtiroler Kunstschaften zur Entwicklung der zeitgenössischen Kunst beigetragen haben. Das Museion hat eine ganz besondere attraktive Identität in seiner Doppelnatur als Kunsthalle und Kunstmuseum. In dieser Form fokussiert es zugleich aktuellste Positionen und dokumentiert zugleich eine Entwicklung in seiner Sammlung. Beide Aspekte nachhaltig zu stärken und zu vermitteln, darin liegt die Strategie. Ziel des Museion und seiner vielfältigen Aktivitäten ist es, möglichst vielen Menschen ein Kunsterlebnis zu bieten, das sie stolz auf diese „ihre“ Einrichtung macht.

### Landesrätin Sabina Kasslatter Mur bezeichnete Sie bei der Ernennung zur Präsidentin als „ideale Integrationsfigur“. Sehen Sie sich auch als solche?

Das Museion ist eine Stiftung aus den Partnern des privaten Vereins Museion und der Autonomen Provinz. Als Mitglied des Vereins und zugleich des Landeskulturbeirates galt es zwischen den beiden Stiftungspartnern zu vermitteln, zumal die Fronten etwas verhärtet waren. Ich bekam eine Vermittlerrolle zugewiesen, um das Vertrauen wieder herzustellen.

### Worin genau sehen Sie selbst Ihre Aufgabe als Präsidentin?

In einer ersten Phase ging es sicher um die eben beschriebene Vermittlerrolle. In einer zweiten geht es darum, zur längerfristigen und nachhaltigen Entwicklung der Institution beizutragen. Als Präsidentin spielt sich das ganze auf einer strategischen Ebene ab und weniger in einer konkret operativen oder kuratorischen.

### Umgeben Sie sich auch privat gerne mit Kunst, versuchen sich vielleicht selbst als Künstlerin?

Selbst bin ich nicht künstlerisch tätig. Privat lebe ich in einem Haus, das eng mit meiner beruflichen Tätigkeit zusammenhängt. Die Architekten des Hauses sind Michael Hofstätter und Wolfgang Pauenberger – Pauhof-Architekten – aus Wien, die mit einer Ausstellung in der ar/ge kunst Bozen vertreten waren. Am Projekt hat außerdem Manfred Alois Mayr künstlerisch mitgewirkt. Das Haus wurde in Fachzeitschriften publiziert und war in verschiedenen Kunstkontexten zu sehen, etwa im Rahmen einer Hitchcock-Ausstellung in Antwerpen oder auf der Architekturbiennale in Venedig.

### Wo findet privat sonst noch Kunst statt?

Da sich mein Büro auch Zuhause befindet, ist Privat und Arbeit nicht so entschieden zu trennen. Mein Privatleben fängt jedenfalls spätestens dann an, wenn ich meine zwei Kinder nachmittags von der Schule abhole. Und das Wochenende gehört strikt der Familie.

### Sind Sie streng mit sich selbst?

Ja – doch. Obwohl ich sonst eigentlich großzügig bin.

Interview: Alexandra Aschbacher



# Alissa Thaler

Sie war eine der ersten Poetry Slammerinnen Südtirols. Und ist eine der Besten. Die 1991 in Bozen geborene Poetin, Songwriterin und Studentin möchte noch viel experimentieren in ihrem Leben, um später einmal zu wissen, dass sie wirklich gelebt hat. In ihrem Song „Brand new me“ formuliert Alissa Thaler das so: „I leave everything behind me, and I’m ready to move on, start something new. Cause it feels like the right time, but I’m not sure if this is what I needed to do.“

**Was genau macht eine „Spoken Word Poetin“?**

Sie ist so etwas wie eine Performance-Dichterin. Spoken Word Poesie ist Dichtung, aber nicht im traditionellen Sinne, also keine Dichtung, die in Büchern steht und gelesen wird, sondern Dichtung, die gehört wird und direkt mit dem Publikum in Kontakt tritt. Man schreibt einen Text und tritt damit bei Poetry Slams auf, das sind Dichterwettbewerbe, wo verschiedene Spoken Word Poeten gegeneinander antreten. Das Publikum bewertet dann die Darbietung.

**Seit wann machen Sie das?**

Ich bin 2006 durch die Schule dazugekommen. Ich besuchte das Kunstlyzeum im Humanistischen Gymnasium Walther von der Vogelweide in Bozen und da wurde jedes Jahr ein Poetry Slam angeboten. Ich dachte mir, da mache ich doch mal mit.

**Die Slam Poesie ist ja eine sehr junge Kunstform und wird vor allem von jungen Leuten praktiziert. Können Sie sich vorstellen das auch noch mit 40 oder 50 zu machen?**

Ich bin in die Slam Szene eher zufällig reingerutscht. Schon als Kind habe ich geschrieben, mit zwölf begann ich dann Songs zu schreiben. Das fällt mir auch heute noch leichter. In den letzten Jahren beschäftigte ich mich jedoch intensiv mit Poetry Slam, derzeit allerdings etwas weniger. Ich habe das Gefühl, mich davon ein wenig ausruhen zu müssen. Dafür schreibe ich wieder mehr Songs. Hin und wieder mache ich gerne bei Slams mit. Aber ob ich mit 40 noch als Slammerin auftreten würde, weiß ich wirklich nicht. Vielleicht werde ich mit dem Älterwerden ruhiger.

**Machen ältere Leute das überhaupt?**

Ja doch, mitmachen kann grundsätzlich jeder. Es gibt die U20 Slams, für Leute unter 20, aber bei den anderen Wettbewerben gibt es auch ältere Slammer.

**Sie haben erzählt, dass Sie schon als Kind begonnen haben zu schreiben. Haben Ihre Eltern das gefördert?**

Mein Vater hat gerne gereimt, meine Mutter ist Journalistin. Da habe ich sicher einiges mitbekommen.

Sobald ich schreiben konnte, hatte ich großen Spaß daran, Geschichten zu schreiben oder Gedichte. Meine Eltern haben mich dabei immer unterstützt. Sie sind stolz auf mich und kommen auch gerne zu sehen, wenn ich slamme.

**Sie haben verschiedene Preise und Schüler-Wettbewerbe gewonnen. Hat sie das in Ihrem Weg bestätigt?**

Das hat mir sicher Mut gemacht, mir auch gezeigt, dass das, was ich mache, bei den Leuten ankommt. Meine Texte sind doch sehr persönlich und ich wusste nicht, wie das aufgenommen wird. Und einen Preis zu gewinnen ist immer eine Ehre.

**Gibt es einen Preis, auf den Sie besonders stolz sind?**

Auf den Literaturpreis der Stiftung Südtiroler Sparkasse, den ich 2010 gewonnen habe. Das war eine tolle Erfahrung, denn da wurde das erste Mal eine Kritik über einen Text von mir geschrieben. Es war sehr interessant, wie ein Außenstehender meine Poesie „versteht“, was da hinein interpretiert wurde. Ich war verblüfft. Ich denke beim Schreiben nicht so viel nach, zum Beispiel über Metaphern etc. Ich schreibe erstmal auf, was rauskommt aus mir und überarbeite das dann.

**War es eine gute Kritik?**

Ja zum Glück.

**Hat Sie das in Ihrem weiteren Schreiben beeinflusst? Also zu wissen, wie man Ihre Texte interpretiert?**

Während des Schreibens eigentlich nicht. Ich schreibe, dann halte ich kurz an. Bei Performance-Dichtung ist der Rhythmus sehr wichtig und ich gehe den Text mehrmals laut durch. Und da habe ich dann doch immer wieder darüber nachgedacht.

**Wie lebendig ist die Poetry Slam Szene in Südtirol?**

Sie wird immer lebendiger finde ich. Noch vor einigen Jahren gab es nur einige wenige Slammer. Jetzt werden mehr Slams organisiert und die Szene wächst. Dennoch wissen viele hier noch nicht, was ein Poetry Slam überhaupt ist.



Schauen Sie sich die Performances von anderen an?

Wenn ich Zeit habe, sehr gerne. Über das Poetry Slammen habe ich viele Leute kennen gelernt und Freunde gewonnen. Wir kommunizieren vor allem über das Internet und laden uns gegenseitig ein zu den Shows. Außerdem ist es auch wichtig zu wissen, was die anderen machen.

Worüber schreiben Sie? Welche Themen interessieren Sie?

Beim Schreiben muss man ja sozusagen aus einer Fliege einen Elefanten machen. Also ausgehend von einer kleinen Überlegung, einer Beobachtung, etwas Persönlichem, versuche ich etwas Größeres zu machen, das auch andere interessieren könnte. Ich schreibe zum Beispiel keine Liebesgedichte, weil so was in der Performance nicht gut ankommt.

Was kommt denn gut an?

Bei Slams kommt vor allem Witziges gut an. Was aber nicht so meine Sache ist. Ich glaube, die meisten Leute denken, ich sei ziemlich wütend, denn meine Texte sind oft kritisch, wobei ich eigentlich kein sehr kritischer Mensch bin. Manchmal kommt mir einfach nur ein Satz in den Kopf und da arbeite ich dann alle weiteren Facetten heraus.

Also keine wütende junge Frau?

Nein, weder wütend noch unglücklich.

Woran schreiben Sie derzeit?

Ich schreibe vor allem Songs. Da geht's für mich in erster Linie um persönliche Themen. Wenn es mir zum Beispiel nicht gut geht, dann schreibe ich darüber.

Schreiben Sie auch Songs, wenn es Ihnen gut geht?

Ja natürlich. Für mich ist das Songschreiben eine Methode, Dinge aus meinem Kopf aufs Papier zu kriegen. Und dadurch erst zu verstehen, was so in meinem Kopf vor sich geht.

Singen Sie Ihre Songs auch selbst?

Ich schreibe Text und Melodie, spiele Gitarre und Ukulele und singe.

Treten Sie auch auf?

Die Leute kennen mich vor allem aus der Slam Szene, aber langsam kommt auch das andere ins Rollen. Zukünftig möchte ich mehr als Songschreiberin und Sängerin wahrgenommen werden.

Sie schreiben gerne und viel, lesen Sie auch gerne?

Als Kind habe ich ganze Tage lesend im Bett verbracht. Aber jetzt mag ich es überhaupt nicht mehr. In der Schule mussten wir so viele Bücher lesen, die mich nicht interessiert haben. Ich habe das als Zwang empfunden und brauche jetzt einfach mal eine Pause.

Sie studieren an der Fakultät für Design und Künste. Möchten Sie Designerin werden?

Das weiß ich noch nicht. Design interessiert mich zwar sehr, aber es gibt noch keinen Bereich, auf den ich mich spezialisieren möchte. Ich möchte aber auf jeden Fall später etwas machen, das mich mit Leidenschaft erfüllt. Dazu habe ich aber noch etwas Zeit. Als Sängerin Karriere zu machen, stelle ich mir sehr schwierig vor, da verlasse ich mich nicht darauf. Ich bin doch ein ziemlich bodenständiger Mensch, deswegen möchte ich auch eine Ausbildung haben, auf die ich mich verlassen kann.

Wollten Sie nicht weg gehen nach der Schule? Im Ausland studieren?

Daran dachte ich schon. Aber zum einen gefiel mir das Angebot der Universität hier in Bozen so gut und drei Jahre sind ja nicht so lang, und zum an-

deren habe ich eine sehr enge Bindung zu meinen Eltern. Und ich möchte unser Zusammensein noch ein wenig genießen. Dann aber habe ich vor ins Ausland zu gehen. Ich möchte gerne ein Erasmus Jahr in London machen. Aber mal sehen.

Ihre Mutter ist Russin. Wie hat Sie die russische Kultur geprägt?

Meine Mutter hat immer russisch mit mir gesprochen und russische Lieder mit mir gesungen. Ich kann russisch lesen, schreiben und sprechen. Seit sechs Jahren haben wir auch russisches Fernsehen zuhause und dadurch ist mein Bezug zur russischen Kultur noch enger geworden. Seit einiger Zeit gibt es auch ein russisches Geschäft in Bozen und da kaufen wir viele gute Sachen ein. In Russland selbst war ich nur einmal, da war ich vier Jahre alt. Die Leute fragen mich immer wieder, was ich eigentlich nun sei, Deutsche, Italienerin, Südtirolerin oder Russin? Ich bin Halbrussin, Halb... Ja, da weiß ich es dann nicht mehr so genau. Deswegen antworte ich meistens einfach darauf: Ich bin ein Mensch.

Wie erleben Sie das Zusammenleben der Sprachgruppen? Ist das für Ihre Generation nach wie vor ein großes Thema? Hinkt die Politik da der gelebten Realität hinterher?

Für mich ist das eigentlich kein Thema. Das Zusammenleben von Italienern und Deutschen ist für mich völlig normal. Ich habe italienisch- und deutschsprachige Freunde, auch anderssprachige. Mir macht das Wechseln der Sprache Spaß. Es ist eigentlich auch so, dass ich Menschen mit mehrsprachigem kulturellen Hintergrund suche. Ich fühle mich von Ihnen besser verstanden. Das gilt sicher für viele meiner Generation.

Haben Sie das Gefühl, dass Sie als junge Frau in Südtirol das verwirklichen können, was Sie möchten? Können Sie sich Ihre Zukunft hier vorstellen?

Ich wohne seit sechs Jahren in Bozen, vorher lebten wir in einem Dorf. Und das ist schon ein großer Unterschied. In der Stadt gibt es viel mehr Möglichkeiten. Ich konnte zum Beispiel das Slammen nur machen, weil ich in Bozen gelebt habe. Auch wenn immer mehr angeboten wird und sich die Südtiroler weiter öffnen, ist Südtirol für mich auf Dauer wohl zu klein. Ich bin ein Stadtmensch, brauche



den großen Tumult, ich mag Hektik und Anonymität. Südtirol ist immer Heimat, aber mich zieht es erstmal weg.

#### Heimat ist Ihnen wichtig?

Ja schon. Heimat ist einmal der Ort, der mich geprägt hat, Heimat kann dann aber auch ein anderer Ort werden, an dem ich mich gut, frei und bestärkt fühle.

#### Sie sind eine junge Frau, ist ihr Frau-Sein ein Thema für Sie?

Ich fühle mich manchmal noch als kleines Mädchen, manchmal realisiere ich noch gar nicht, dass ich schon eine Frau bin. Dabei fühle ich mich erwachsen und verantwortungsbewusst, aber das ist alles so schnell gegangen.

#### Feministin ist ja für nicht wenige junge Frauen heute fast so etwas wie ein Schimpfwort. Wie ist das für Sie?

Ich glaube schon, dass es für mich als Frau heutzutage leichter ist als früher. Aber eine gewisse Dominanz der Männer sehe ich nach wie vor in vielen Bereichen. Ich bin so aufgewachsen, dass ich das nicht so gespürt habe, man hat mir bisher keine Hürden in den Weg gestellt. Wohin ich komme, ist natürlich noch ein Thema, ich fühle mich bis jetzt jedenfalls noch nicht entmutigt. Das Wort Feministin benutze ich eigentlich nie. Die Rechte der Frauen sind mir aber wichtig, dafür möchte ich auch eintreten. Eine Frau soll gleichberechtigt sein, das scheint mir selbstverständlich.

#### Interessieren Sie sich für Politik?

Ich interessiere mich schon dafür, bin derzeit aber zeitlich ziemlich unter Druck durch mein Studium. Fernsehen schaue ich fast gar nicht mehr, aber wenn ich eine Zeitung zu Gesicht bekomme, dann informiere ich mich auch.

#### Haben Sie einen Lebensplan?

Es gibt einiges, das ich wirklich machen möchte im Leben, zum Beispiel in der Grafton Street in Dublin Gitarre spielen. Jedenfalls möchte ich später nicht mal aufwachen und feststellen müssen, dass ich etwas, das mir wichtig war, nicht versucht habe.

#### Was ist noch wichtig für Sie?

Als Songschreiberin weitermachen, reisen, viele Menschen kennen lernen. Ich möchte wissen, dass ich gelebt habe.

#### Familie?

Da fühle ich mich noch viel zu jung, um darüber nachzudenken.

#### Wo möchten Sie in fünf Jahren sein?

Das ist eine schwierige Frage. Ich hoffe, ich bin glücklich mit dem, was ich mache. Ich wäre am liebsten in einer großen Stadt, in der ich mich wohl fühle und viele Möglichkeiten habe. Ich möchte einen Beruf haben, von dem ich gut leben kann, der meine Leidenschaft widerspiegelt und möchte von Leuten umgeben sein, mit denen ich mich gut fühle. Zurzeit aber bin ich noch etwas verwirrt, weil ich einfach noch nicht weiß, wohin es mich treibt. In meinen Liedern geht es derzeit oft um das Thema Wachsen, um das Verstehen, wohin man eigentlich möchte. Manchmal ist das alles auch frustrierend, entspricht aber wohl meinem Alter. Eine Mischung also aus Unsicherheit und Abenteuerlust und das ist dann auch wieder sehr spannend.

Interview: Susanne Barta



# Ausschnitt aus: Monolog einer Greisin

Erzählung von Helene Flöss

Ja, kommen Sie, setzen Sie sich hierher zu mir. In meine verbotene Ecke, auf meinen Horch- und Beobachtungsposten. Weiß schon wieder nicht, wo ich gewesen bin in meinen kratzigen Gedanken. Kommen daher wie fremde Vögel. Wissen Sie, dieses flachsinnige Grübeln für nichts und wieder nichts, diese windige Gedächtnisarbeitsarbeit, sie ist verschwendet und macht unfroh. Schon ganz schwindelig ist mir von diesem Blick unentwegt auf dieses kümmerliche Gewächs gerichtet, diese grünen Leichen auf Fensterbrettern und Konsolen, grau, schmierig, aus Plastik oder nach der Natur.

Dieser Tag heute ... wie ein verlassenes Haus; ich warte nur darauf, ihn endlich beiseite räumen zu dürfen, ihm nachzuschauen, wie er sich krumm davon schleicht.

Leisten Sie mir ein bisschen Gesellschaft, das ewige Hocken und Stieren weckt die trüben Gedanken und macht die Seele krank.

Man sieht das nicht gern, wenn ich mich in meinen Winkel zurück ziehe. Die sozialen Kontakte, sagen sie, wie wichtig doch die sozialen Kontakte im Alter sind. Wenn die Pfleger und Schwestern und Therapeuten bloß nicht immer so genau wüssten, was uns gut tut und ihre lebhaftige Wohltätigkeit nicht ganztags vor sich her trügen. Und alle wollen sie nur unser Bestes, das wir uns – mit Verlaub – lieber selber behalten möchten.

Sie kommen gerade von Margarete? Margarete war meine Freundin, noch bevor wir in diesem Haus wieder zusammen trafen. Wie können die hier von uns verlangen, wir sollten Freundschaften

schließen mit Leuten, die wir uns nicht ausgesucht haben, mit denen wir zusammen gewürfelt wurden wie Zöglinge im Internat. Ja, Internat, das ist es, wir werden hier wieder auf Internatszeiten zurückgestuft, bedürfen der Führung, eines Programms. Und dabei wünsche ich mir nichts inständiger, als dass man mich allein lässt, damit ich mich denken höre, laut genug.

Nein, nein, ich kann mich nur zwischenzeitlich nicht mehr ganz auf meinen Verstand verlassen, im Augenblick reicht er noch, um die eigene Beschränktheit zu erkennen. Zum Ende hin muss ein jeder entscheiden, ob er lieber in Gesellschaft einsam ist oder allein. Sagen wir es doch, wie es ist: Kein noch so wohlgemeintes Beisammensein kann die Trostlosigkeit des Aushaltens aufheben. Andere Rettung gibt es eben keine, ich kenne jedenfalls keine andere als das Aushalten des Lebens. Es ist eine Kunst und eine Schulung. Mein ganzes unverschämt langes Leben hindurch übe ich mich schon darin, auszuharren; auszuharren, dass die Langmut wieder mit Not zu mir zurückfindet. Sich anzufreunden mit der Dürftigkeit des Alters, das ist mittlerweile zu einer tagverzehrenden Zerstreuung geworden.

Da kommt Herr Silberbaum. Ein zweilebiger Name, schön und doppelt zu verwenden. Besucht seine Frau, die immer noch Klara heißt, obwohl sie es nicht mehr weiß.

Schieben Sie mir doch meinen Rollstuhl ein wenig zur Seite. Mein Gefährt, geschmiedet aus schwarzer Nacht, hat Herr Hammer zu seinem Roll-

stuhl gesagt. Kannten Sie Herrn Hammer noch? Ein milder Herr, einstmals Notar, er hat von seinem Namen – Hammer – weiter keinen Gebrauch gemacht. Hören Sie, wie er greint, der Rollstuhl? Klingt beinahe schon wie ein menschlicher Schrei.

Und dem Silberbaum seine Frau ist bis heute imstande den endlosen Rapport der kurzen seltenen Besuche abzuliefern, der hin und her geht zwischen sagt er, sagt ich, sagt sie, und Herr Silberbaum hebt seine struppigen Augenbrauen, die er dann da oben vergisst und auch nicht herunternimmt, sobald der Unwille längst vorüber ist.

Aber ich war ja bei Margarete vorhin. Stirbt in Fortsetzungen, die Gute, stirbt schon seit einem Jahr. Und die eigene Schwäche, die man beinahe übersieht, die wird einem an ihrem Bett dann zu einer Abrichtung für die Sterblichkeit. Weil wir hier alle so etwas wie in der Remise sind vor der letzten Reise, ist mir nicht besonders wohl beim Zuschauen. Zuletzt nimmt keiner gern den Hut, auch wenn man nicht unbedingt von vorn anfangen möchte. Aber hier gewöhnt man uns ja vorsichtig ein, bescheidet uns auf einen immer kleineren Raum, das Zimmer zuerst, dann das Bett, sodass einem schließlich der Sarg gerade recht ist an Umfang und Weite.

Tot sein, gegen das Totsein habe sie nichts, sagt meine Margarete, es könne ja keiner den eigenen Tod bedauern, aber das Sterben, es sei das Sterben, wovor man sich fürchte. Nur sei eines ohne das andere halt nicht zu haben.

Bis vor kurzem noch, habe ich täglich bei Mar-

garete vorbei geschaut, ihr mit dieser schwesterlichen Geste den Strohalm aus dem Trinkglas in den Mund geführt und es war in all der Güte, mit der ich das ausübte, auch ein Gran Dankbarkeit dabei, dass das Schicksal es fügte, dass ich ihr beistand, nicht sie mir. Da schämt man sich dann ein bisschen. Jetzt redet die Margarete mit ihrer Nebelkränenstimme nur mehr von der waagrechten Tür, die sich ihr endlich auftun sollte, vom Kofferpacken, vom lockenden Abgrund und all den anderen Bildern für Grab und Tod. Sterben will gelernt sein und verlangt eine lange Übung. Die Margarete atmet ihrer letzten Stunde entgegen und wünscht sich hinein zu schlafen ins Nichts, und dann fragt sie wieder, was einem der Tod denn nützt, wenn es dann womöglich ein ewiges Leben gibt für eine unsterbliche Seele.

Und dann streichle ich flüchtig über die Haut von Margaretes Oberarm, dünn wie ein Libellenflügel, und sie knistert leise wie brüchiger Brokat, den man zwischen den Fingern zerknittert.

Da schaue ich auf ihr Köpfchen, das Köpfchen einer Dorfheiligen, in dieses fast kindliche Gesicht und sage mir, es gibt einen Augenblick, nach dem man die Zeitenfolge nicht mehr erkennt, und sie kann gleich gut siebzig sein oder neunzig.

Wenn meine gute Margarete hie und da schier verzweifelt, quält sich ihr Ärmchen hölzern und gelblich wie ein Herbstblatt unter der Tuchent heraus und reckt sich mühsam in die Höhe, und dieses mürbe Margaretestimmchen ruft: Ja hörst Du denn gar nicht? Es ist eine fast kindliche Beschwörung, ein kindliches Flehen.

Ich schaue auf meine Margarete mit ihrer Haarsträhne im Mund oder dem Saumzipfel ihres Ärmels, auf ihre geballten Fäuste; schläft, wie alle Kinder schlafen, lässt sogar die Tasse aus den ungeschickten Händen fallen wie alle Kinder; und das Kind leuchtet selbst bei den verwirrten Alten im Haus noch aus der bröckelnden Fassade ihres Verstandes durch.

Da kommt Herr Platzer, der unermüdliche Geher. Geht und geht und trampelt und knarrt, redet mit sich selbst, halb gemutet, halb gemurmelt und fragt und nickt und sein Kopf zittert beständig wie eine große Frucht auf einem zu dünnen Stängel, und niemand weiß zu sagen ob vor Alter oder über den Lauf der Welt. Ist von seinem Kopfschütteln schon ganz durch und durch gebeutelt und nickt nein und ja zur gleichen Zeit, und geht auf seinen schweren Füßen auf und ab und ohne Ende wie eine Unruh. Und die Schwestern hinter ihm her in ihrem fürsorglichen Zwang und reden

auf ihn ein und rufen ihn beim Namen, der ihm gnädig verschütt gegangen ist, und es wird alles immer schlimmer und das Trapp-Trapp hört gar nicht mehr auf.

Ducken Sie sich, meine Liebe, Herr Platzer steuert auf Sie zu. Ich habe Sie neulich beobachtet, wie Sie Herrn Platzer einfach unter den Arm nahmen und mit ihm auf und ab gingen, auf und ab in demselben strengen stampfenden Schritt. Und als Sie dann zehn Mal an der Wand am Ende des Ganges angekommen waren, als Herr Platzer das zehnte Mal seinen Kopf an die Wand gestoßen hatte, da sagte er umkehren! röchelte sein zähes Gebell aus und stolperte schließlich an Ihrer Hand in sein Zimmer und da blieb er dann den ganzen Tag lang unentwegt mit sich selbst allein in Rede und Gegenrede und dazu ab und zu ein Gefuchtel, ein jähres Reißen.

Wir haben ein gutes Gedächtnis wir Alten. Verwirrte haben ein besonders gutes. Was uns einmal wohlgetan, das geben wir so ohne weiteres nicht gern auf. Er sucht Sie. Aber jetzt möchte ich Sie ein Weilehen für mich, wissen Sie?

Setzen Sie sich hierher ins Licht, an meine linke Seite, mein Ohr leistet den alten Gehorsam nicht mehr und auch wenn ich es vorklappe muss ich Ihnen von den Lippen lesen. Ach, gütig ist die Natur und macht einem das Leben so miserabel, dass es den Tod schließlich selig empfängt. Oder ist das vielleicht ein Anblick dort unten am Ende des Ganges, an diesem Tisch wie auf Leonardos Abendmahl? Möge doch ein jeder von diesem widrigen Bild sich abkehren mit seinem Erbarmen. Aber ich höre sie sinnieren da unten an ihrem Tisch, höre, wie sie sich hinein ducken in ihre Vergangenheit und in ihr Jahrhundert, bei dessen Wahl sie alle zu wenig vorsichtig waren. Sie hocken und schnaufen, stieren in die Ewigkeit, hängen in ihren Sesseln und tragen ihre ganzen lumpigen Gewissheiten über Gott und die Welt in diesen windschiefen Rücken, und eine jede hat ihre Geschichte und krächzt sie sich ab und zu mit dieser verrosteten Stimme vor wie ein Gebet und versinkt dann reglos in sich selbst. Sie haben einander viel zu schweigen, an diesem Tisch, sitzen so da, winzig, schlicht und heilsgewiss die einen, mit gestäubtem Fell die anderen, weil sie nicht wissen, wo sie ihn unterbringen sollen ihren verschlissenen Zorn.

Das Gesitze in diesem Geviert, aufgereiht wie Gehsteigtauben, ist meist schon Unterhaltung genug und ein jeder scheuert ein bisschen mit seinen müden Füßen, den müden Händen und müden Ge-

danken, und man bezeugt sich damit gegenseitig, dass das Alter eine Zumutung ist und der Lauf der Welt ein unaufhaltsamer und ganz gegen den eigenen Geschmack.

Schauen Sie, da, die Zweite rechts, Frau Köck, Sie kennen doch Frau Köck. Wie ein Winterapfel ihr Gesicht, wie aus Spinnweben ihr Lächeln und dauernd um ihre Dauerwelle besorgt, um ihr Täschchen mit dem Zimmerschlüssel darin, mit dem sie dann so ihr Gemurmelt führt, und jetzt ihr stündlicher Hustenanfall, bei dem ihr keiner ins Wort zu fallen hat. Eigentlich ein schönes Gesicht mit einem harmonischen Geflecht von Falten. Man muss ihr Gesicht lange betrachten, um zu ahnen, dass es einmal schön gewesen ist. Aber man merkt es ja auch dem Essig nicht an, dass er einmal Wein war. Wer weiß, warum sie sich immer neben die Brend setzt, die sie nicht leiden kann. Jetzt hat sie schon fünf Mal das unsichtbare Feuchte vom Ärmel gewischt, das aus dem zerflossenen Mund dieser abergläubischen alten Dame tropft. Mit ihrer Stimme wie ein vergilbtes Notenheft flüstert sie ohne Unterlass etwas Unergründliches, etwas zärtlich Weiches. Ihr Gesicht hat dieses Empfindsame, das ein Mensch hat, wenn er ein Härchen vom Augenglid eines Säuglings bläst.

Hören Sie den Hauenschild schreien? Kommt seinem Namen in wunderlicher Weise entgegen, der Hauenschild. Er schreit aus purer Neidteufelei. Dieser verlorene Mensch in seinem halb schon begrabenen Leben ist nach dem Tod seiner Frau widerlich vergreist und schimpft und tobt und das alles wohl mehr zur eigenen Unterhaltung, zur Übung im Stil gleichermaßen, als aus echter Wut. Als seine Frau noch hier mit ihm das Zimmer teilte, schien es, als hoffe ein jeder der beiden, als erster zu gehen, um dem anderen somit unter der Hand ein paar zusätzliche Jährchen zu gönnen und jeder betete heimlich darum, als zweiter zu gehen, um den anderen mit dem Gram des Übrigbleibens zu verschonen.

Schauen Sie weg, das ist zum Wegschauen, wie der Hauenschild wieder einmal sein Getränk schlürft, mit dem Gebiss zischt, durch das er den Schluck Kakao sintert und dann abschließend hinunter spült mit all dem feuchten Gepansche. Wenn er es bloß nicht heraus nimmt, dieses Gebiss, und es als Schöpfkelle verwendet.

Die arme Frau Berger daneben in ihrer wiegenden Anmut, ein liebliches Geschöpfchen, geadelt durch die zwei blassblauen Adern auf der feinen Stirn. Wie sie ernsthaft dasitzt, gläubig mit Anstand und Sitte in ihrem milden halben Wohl-

gefallen, das wie hingehaucht um ihre Augen spielt, und dann fischt sie einen nicht ganz aufgelösten Würfelzucker aus der Tasse und denkt über dem brüchigen Stückchen wohl an bröselnde Sandburgen, seinerzeit am Meer und hat keinen anderen Trost zur Hand als dieses warme Kaffeetässchen.

Der kleine Hofstätter, aufsässig wie der kleine Napoleon, bewegt in tonlosem Kommentar seine gichtigen Hände, kämpft ganztags um irgend etwas, findet sich nicht damit ab, dass er keine Zeile mehr versteht in der täglichen Zeitung und führt sie immerzu mit und ruft nach der Brille, die ihm nicht helfen kann und hält mit dem Blatt die Welt fest, die ihm entgleitet und seine gusseisernen Überzeugungen dazu.

Ach, die Welt sollte gnädig sein mit diesen erschreckten Seelen, mit jeder einzelnen dieser Greisinnen, die in ihrer Brust irgendein versunkenes Geheimnis hütet.

Wissen Sie eigentlich, warum wir da alle so zu rechtgesetzt werden wie Enten um einen Teich? Weil wir da weniger Arbeit machen, weil da nicht ein jeder einzeln aus seinem Zimmer jemanden herbei klingelt, und weil hier herauf kein etwas passieren kann als häusliche Unregelmäßigkeit.

Und jetzt schieben Sie mich in mein Zimmer zurück, tun Sie mir die Liebe, zurück in dieses Zimmer, das mir Zuflucht ist und Gefängnis in einem. Es wird doch schon bald vier Uhr sein, nicht wahr? Just war es gleichfalls schon bald vier Uhr. Das Leben ist kurz, aber die Stunde ist lang.

Da bin ich nun wieder, in diesen meinen vier verlässlichen Wänden, in der ehrwürdigen Windstille. Sie müssen mich nicht trösten, es ist nur ein gleichmäßiges, sanftes Traurigkeit in dieser leeren Einsamkeit, und ich schaue da so in den Himmel, in den Mond, den die alte Telegrafentelefonleitung entzwei schneidet und bin dankbar, dass ich ihn nicht noch einmal beginnen muss den vergangenen Tag, dass er endlich vorbei ist und zum Aufatmen die Nacht einsetzt; dankbar auch, dass der Tag nur vierundzwanzig Stunden hat und nicht etwa fünfundzwanzig, weil die Langeweile hier so dicht ist, dass man sie – nein, nicht mit dem Messer, - aber mit dem Krückstock teilen kann. Da kommt man gern ins Zweifeln, ob Gott die Welt nicht vielleicht doch aus Verstimmung geschaffen hat. Rücken Sie mich ein wenig an den Spiegel heran. Dieser Spiegel, der eigentlich überflüssig ist. Es gibt nichts mehr zu sehen an meinem mürben Gerüst, also gibt es auch nichts mehr zu spiegeln. Und allmählich schwimmt einem sogar die Wirklichkeit weg und kehrt nicht mehr um und zu einem zurück und es wacht kurz

diese Angst auf, irgendwann nicht mehr ganz bei Trost zu sein und daneben schlummert die Hoffnung, endlich in Ruhe verrückt werden zu dürfen.

Es klopft. Würden Sie bitte an die Tür gehen? Es wird die Andrasch sein, die arme Andrasch, die in ihrem eigenen Kopf nicht mehr zu Hause ist. Sie weiß nicht, wo sie gestern ihr Zeug hingelegt hat und zischt einem jeden rundum „du Dieb, du“ zu und will dann auch nicht essen, weil es aus ihrem Gedächtnis entschwunden ist, wie man kocht und was in die Speisen gehört und sie deshalb in allen nichts als Giftmischer sieht.

Warum kommt sie denn nicht herein, die Andrasch. Nackt ist sie, sagen Sie? Aber das ist doch egal. Das stört doch keinen. Was rede ich da. Mich stört es nicht. Aber die Welt nimmt es ihr natürlich übel, wenn eine mir nichts dir nichts einfach alles über den Haufen wirft an Anstand und Übellichkeit und unerbittlich in die kindliche Unbeholfenheit zurückgeht.

Beugen Sie sich etwas herunter, ich muss es Ihnen ins Ohr sagen: Die Oberschwester hier heißt Kotleiter. Das ist natürlich vom Schicksal ein ganz böser Witz.

Herein! Machen Sie doch die Tür auf. Jetzt ist die arme Andrasch also nicht mehr nur verrückt, sondern obendrein noch terisch.

Ach, Sie sind es, Frau Benes. Haben Sie mir die nackte Andrasch verjagt? Beruhigen Sie sich, sie tut keinem einen Schaden. Kommen Sie doch ein bisschen später, Frau Benes. Sie sehen, ich habe Besuch.

Achtundneunzig ist die Benes und es fällt ihr nichts Besseres ein, als heute noch darüber zu spekulieren, ob ihr Mann sie nun wirklich betrogen hat oder nicht. Wärmt täglich ihre Verdächtigungen auf und erzählt die Vorgänge her, als suche sie den Fehler in der Geschichte. Gleich darauf lobt sie ihre guten Kinder, die rührend um die alte Mutter bemüht sind, sich hier aber kaum einmal blicken lassen. Ich weiß schon, sie braucht diese Lüge, die sie glücklich macht. Es ist ja immerzu bei allem eine Nebenabsicht daneben, nicht wahr? Und dann will sie beständig ihre Schmerzen haben und keinen Grund dafür vorweisen müssen und sich des Vorzugs erfreuen, dass einer Kranken jede Gestimmtheit nachgesehen wird.

Schauen Sie dort an der Wand ... der Kalender. Wie schütter er schon geworden ist, und es schüchtern mich die Tage ein, die ich verliere, während

ich die weißen Seiten des Kalenders hinunter lebe. Zukunft? Was soll das mit neunzig ... der Zukunft von einstmals, der wäre ich gesonnen oder dem einstigen Heute. Aber ich vermag mich ja nicht einmal mehr zu sehnen, höchstensfalls zu erinnern. Warum wirft man uns vor, die Vergangenheit schön zu erfinden? Die Flucht in die Vergangenheit hat etwas Zwingendes, wenn die Zukunft wie eine schwarze Wand vor einem steht. In der Vergangenheit ist man immer zu Hause, wissen Sie? In dieser Vergangenheit, die ein Vorrat an Mitschnitten und Szenen ist, ein üppiges Durcheinander, das die Erinnerung dann nach Strich und Faden abweiden kann. Vor dem Einschlafen sinniert man noch umständlich vor und zurück und gliedert pedantisch jedes Kapitel im löchrigen Hirn ins entsprechende Gefüge und wünscht sich in der schönen, frommen Dunkelheit die Geborgenheit der Kindheit zurück: ein Heitschibumbeitschi, einen linken Daumen im Mund und draußen pochende Tropfen – bis dann stotternd wieder die Zeit in Trab kommt und der Riss da ist, als ein übersprungener Herzschlag.

Tun Sie mir die Liebe und schieben Sie mich auf den Balkon hinaus. Nein, nicht hinunter in den Garten. Ich beschaue mir das lieber von oben, abgehoben sozusagen.

Der Park da unter mir, er soll das Haus trösten mit seinem Grün, diese Seniorenpension, die ein Altersheim ist. Und wie der Wind schon wieder schnauft, ein zerzauster Wind aus einem leeren Land. Immer dieser Zug hier auf dem Balkon.

Sehen Sie das Löwenmaulbeet dort drüben? Das Löwenmaul liebe ich seit jeher und freue mich noch heute dran und auch wenn ich sie nicht mehr sehe, weiß ich, dass sich jetzt eine schwere Hummel hinein verkriecht, weil die Blüte schaukelnd zurück schnellt und nachnickt und nachwinkt acht Mal, neun Mal, zehn Mal ... als Kind habe ich gern mitgezählt.

Ach, man hat heute wohl wieder einmal den Auszug aus Ägypten organisiert und sämtliche Hausbewohner ins Freie verfrachtet.

Da, an der langen Seite des Tisches unter der Linde, da sitzt der, der ... Herrgott, ich höre die Färbung des Namens noch, die zu diesem Menschen gehört, im Ohr widerhallen. Eine helle, milde Musik liegt darin, lind und zutraulich, und ich kann den Namen nicht aussprechen. Je mehr ich gegen die Sperre meiner Zunge anrenne, je öfter ich mir das Alphabet vorleiere von Aleph bis Taw, desto weniger lassen sich die Buchstaben zu einem Namen zusammen setzen ... und jetzt ist mir die gesamte

Melodie dieses Namens um den Menschen herum wieder aus dem Kopf entflohen. Das sind beinahe unheimliche Augenblicke, glauben Sie mir.

Der zweite von rechts ist es. Hat immer die Lampe in seinem Zimmer eingeschaltet, um besser hören zu können, wenn ich bei ihm auf Besuch war. Jetzt redet er nur noch mit sich selber, mit seinen Gliedmaßen vielmehr. Dummes Bein, sagt er, mach dich nicht zum Gespött, willst wohl nicht etwa einen Fehltritt tun? Dafür habe ich dir das Gehen nicht beigebracht. Wenn er die Tasse in die Hand nimmt, droht er: Gib dir keine Blöße, Hand, ist ja aberwitzig, wegen so einem Tässchen ins Zitern zu geraten. Dann redet er auf sein Herz ein: Poch, poch, nur so weiter, nur keine Fisimatenten nicht. Vielleicht kann man ohne Riss im Hirn gar nicht leben; alt werden kann man bestimmt nicht. Nicht hier, zumindest.

Lichtenhein heißt er, ach, was für eine Erlösung, Lichtenhein!

Den Platzer haben sie auch hinunter befördert und müssen nun fest auf ihn aufpassen. Schauen Sie, wie sie weiß flitzen, die Schwestern. Er geht ja gern weg, der Platzer. Der Weggeher, der Heimgeher. Wenn die Sehnsucht zu groß wird, die ewige Sehnsucht nach Heimkehr, kennt er keine Hemmung mehr und kommt im eigenen Kopf vom Weg ab und bricht einfach aus und durch, und der Platzer, der doch eigentlich harmlos ist wie eine Henne, fängt zu wüten an, gegen einen jeden, der ihn aufhalten will.

Alle Wege sind Heimwege sobald einer uralt ist und gar keinen Merk mehr hat. Und alle gehen steil aufwärts, grad so, wie Kinder auf ihren Bildern immer die Wege malen.

Schieben Sie mich bitte wieder hinein, ich muss ins Bad. Diese ständige Sorge einzunässen, wissen Sie. Es erbittert mich, dass ich das auf meine alten Tage noch mit mir muss erleben.

Ich laufe Gefahr, bei Ihnen als redesüchtig durchzugehen, ich weiß schon, aber das Nichtgesagte, das verfault uns in der Seele und schließlich muss eine erzählen, wie es war, damit die Nachgeborenen wissen, wie es kommt.

Inzwischen kommt der Kaffee. Kaffee mit einer Semmel. Ich ziehe die Semmel dem Kuchen vor, auch wenn sie wieder einmal ausschaut, als wollte sie mir drohen. Stellen Sie das Tablett bitte ans Fenster. Ich jausne lieber in Gesellschaft; in dieser Gesellschaft, in die ich mich von oben und von weit weg begeben. Für mich allein bin ich nämlich nur leidlich genäschig. Ach, der Breitner, der

Breitner da unten hat sicher wieder den Löffel in der Kaffeetasse und wird sich wie jeden Tag über diesen Löffel ärgern, der beim Trinken genau in seinem Mundwinkel rutscht und ihn ganz vorsätzlich stört. Taub ist er auch, der Arme und ahnt mehr als er begreift. Und in seinem Gesicht immerzu diese Unruhe, erfahren zu wollen, was um ihn herum, was in dieser seiner leeren Welt vorgeht, und sitzt da mit zur Faust geschlossenen Händen, darauf Leberflecken, groß wie Schmetterlinge, drückt sich den Daumen zwischen den vier Fingern ab, wie das leibhaftige Böse.

Jetzt begeht er eine Niedrigkeit, schauen Sie, er stößt das Stamperl einfach um, in dem ihm seine Frau die Medizin mit einer Pünktlichkeit vorzählt, als seien Wohl und Wehe dem Minutentropf ausgeliefert. Sie weiß es zwar besser, die Gattin, will sich aber keiner Schlamperei schuldig machen.

Altern ist traurig, sage ich Ihnen. Altern ist wie ein Nebeltag. Der Tod ist etwas für Heroen.

Und jetzt will ich ins Bett. Wer bei Einbruch der Dämmerung nicht trübselig wird, der hat bestimmt kein Herz.

Was für ein Aufwand, meine Gute, würdig ein gerundetes Leben zu Ende zu leben. Wie lächerlich das klingt, aber ich sehne mich jetzt nach meinem heimischen Bett, nach diesem alten Gestell voller Behaglichkeit, nach der gemuldeten Höhle von einstmals anstelle dieser sargartigen Kiste hier, die das Schlafen zu einer Nebensache oder gar zu einer Strafe macht. Aber zum drin Sterben ist auch dieses Bett gut genug. Und jetzt wünsche ich mir einen Engel an meine Seite. Und hinterher das endgültige Schweigen. Das Vergessen. Und die Zurückgebliebenen mögen uns bitte in Ruhe lassen. Es ist nichts als eine Belästigung für den Toten, wenn der Lebende an ihn denkt.

# Katharina Hohenstein / Sonja Steger

Katharina Hohenstein und Sonja Steger machen im Leben Vieles, unter anderem geben sie die Kulturzeitschrift „vissidarte“ heraus. „vissidarte“ hat ihren Lebensmittelpunkt in Meran, strahlt aber weit darüber hinaus. In „vissidarte“ steckt viel ehrenamtliches Engagement. Das sollte sich ändern, wünschen die zwei Frauen. Wer glaubt, kluge Kulturarbeit könne nur in den großen Zentren entstehen, wird von den beiden eines Besseren belehrt.

Ein Frauenpaar, das in Sachen Kultur unterwegs ist. Euch verbindet die gemeinsame Arbeit an „vissidarte“. Was ist „vissidarte“?

Sonja: „vissidarte“ ist eine Kunst- und Kulturzeitschrift, die es seit sieben Jahren gibt. Ursprünglich wollten wir die Kreativität in Meran aufzeigen. Von diesem Epizentrum aus sind wir im Lauf der Jahre in andere Teile Südtirols gegangen, auch über die Alpen. So entsteht ein Spiegel der Zeit, des Kulturlebens. Wichtig war uns, dass verschiedene Kunstsparten sichtbar werden.

Katharina: Sie ist 23 cm x 27,5 cm groß, man kann sie in den Händen halten, und sie riecht so gut! Sie passt in Aktenkoffer und Handtaschen, auf winzige Gästetoiletten, und sie macht sich auch in Hotellobbys ausgezeichnet. Und sie bietet auf knapp 100 Seiten Beiträge von über 20 verschiedenen Autoren, die sich mit einem Künstler und/oder einem jeweiligen Motto auseinandersetzen. „vissidarte“ verzichtet weitgehend darauf, ihre Leser zu bevormunden. Diese dürfen sich selbst ein Urteil bilden.

Meran war einst die Kulturmetropole Südtirols. Im letzten Jahrzehnt hat sich hier wieder eine sehr lebendige Szene entwickelt. Meran scheint sich wieder an das anzunähern, was es dort früher einmal gegeben hat. Für Außenstehende sieht es auch so aus, als ob hier alle im Sinn der Sache zusammenarbeiten, ohne die sonst üblichen Eifersüchteleien.

Sonja: Stimmt. Sicher gibt es kleine Reibereien, aber im Grunde versteht man sich sehr gut und versucht, sich gegenseitig einzubeziehen und einander zu helfen. Es gibt viele Einzelpersonen mit der Fähigkeit, sich für Projekte zusammenzuschließen.

Hat das damit zu tun, dass Meran überschaubarer ist als Bozen?

Sonja: Es wird versucht, mit der anderen Sprachgruppe zusammenzuarbeiten. Da gibt es Berührungspunkte. Die Mauern in den Köpfen kann man zwar nicht so schnell wegräumen, es gehört aber zu den Grundsätzen von „vissidarte“, die Texte auch unübersetzt zu bringen. In einer Art Größenwahn wollen wir die ganze Welt erreichen, deshalb bieten wir auch englische Zusammenfassungen. Wir

hoffen auf diese Offenheit, dass die Deutschsprachigen, die ein bisschen Italienisch können, das Italienische lesen und umgekehrt.

Wie habt ihr euch gefunden?

Sonja und Katharina: Durch die „vissidarte“.

Was war zuerst, die Henne oder das Ei?

Sonja: Das war so: Harry Reich hat im Ost West Club eine Sitzung einberufen, Toni Colleselli war auch da und ein paar andere, und da hieß es, machen wir doch so ein Heftl und stellen die Meraner vor. Macht ihr mit? Mit der ersten Ausgabe hatten wir unter den Meranern eine gute Resonanz, es ist ein Wir-Gefühl entstanden, wir hatten Lust weiterzumachen. So sind wir zusammengewachsen. Auch wenn die Hauptarbeit innerhalb von drei Monaten erledigt wird, braucht es jemanden, der kontinuierlich dabei ist. Die Mitarbeiter und die freien Geister, die da herumschwirren, muss man ja auch bündeln.

Ihr habt euch als Führungsteam herauskristallisiert?

Katharina: Wir beide waren begeistert genug, eine zweite Ausgabe in Angriff zu nehmen.

Für die letzte Ausgabe der „alpenrosen“ habe ich auch ein publizierendes Frauenpaar interviewt, die Frauen von „franzmagazine“. Ich glaube, dass es kein Zufall ist, dass Frauen solche Projekte durchziehen. Es handelt sich ja nicht um Projekte, mit denen man reich wird, außerdem braucht es viel Engagement, auch Geschick im Umgang mit Menschen. Wie seht ihr das?

Katharina: Wir kennen ein Männerduo, das dasselbe in Innsbruck macht. Die Zeitung heißt „Verbale“. Zufall? Harry Reich ist übrigens auch jemand, auf den all diese von dir genannten Eigenschaften zutreffen.

Anfänglich habt ihr eigene Mittel investiert, lukrativ ist ein so ein Zeitschriftenprojekt nie...

Katharina: ... ja, stimmt, die erste Ausgabe hatten wir selbst finanziert, bei der zweiten konnten wir die Schulden zurückzahlen und bei der dritten hatten wir die Ausgaben gedeckt. Das war eine tolle Ent-



wicklung! Nach der ersten Ausgabe kamen Giorgio Loner und Christian Martinelli mit der Idee zu uns, ein Kunst-Festival zu machen: „Per Anhalter durch die Galerie“ hatten wir’s genannt. Über das Festival, das wir mitorganisierten, bildeten sich Gruppen, viele Meraner Künstler haben sich dadurch getroffen. Die Zeitschrift setzt etwas in Gang und verknüpft die unterschiedlichsten Menschen miteinander, das ist doch wunderbar!

**Euren Lebensunterhalt müsst ihr deshalb aus anderen Quellen beziehen. Was ist die Motivation, trotzdem dabei zu bleiben, trotzdem zu investieren?**

Katharina: Dafür gibt es mehrere gute Gründe. Ich würde gerne weitermachen, bis ich zu 95 Prozent mit einer Ausgabe glücklich bin. Andererseits funktioniert „vissidarte“ von Anfang an als Plattform für Künstler – ob ich eine Ausgabe für super gelungen halte oder eben weniger zufrieden bin, ist dabei ziemlich egal. Auch Touristen sind begeistert, einen Teil Südtirols entdecken zu können, der ansonsten nicht im Vordergrund steht. Und schließlich, ganz wichtig: Eine Zeitschrift wie „vissidarte“ zu machen, macht nicht nur Arbeit, sondern viel Spaß! Sonja: Auch dieses Hürdenlose finde ich gut. Oft begegnet man Texten über Kunst oder Kultur, die

hochgestochen sind, die beim Durchschnittsleser keine Lust auf Lektüre wecken. „vissidarte“ will die Angst nehmen, sich auf Kulturthemen einzulassen, und sie will Menschen, die offenen Auges durch die Welt gehen, etwas zum Entdecken bieten.

**Im weitesten Sinn Kulturvermittlung. Was ist für euch Kultur?**

(schweigen, lachen) Sonja: Kultur ist alles, aber nicht alles ist Kultur. Das ist eine interessante Frage, und es gibt eine klare Definition für den Begriff. Andererseits kann man stunden- und nächtelang darüber diskutieren. Für mich sind die menschlichen Ausdrucksformen, die alle Künste umfassen, aber auch in den Alltag hineingehen, Kultur. Kultur entsteht aus dem Wunsch, sich auszudrücken, durch die Produkte dieses Ausdrucks entsteht das Bild einer Zeit.

**In Zeiten knapper werdender Mittel wird die Notwendigkeit von Kultur immer mal wieder in Frage gestellt. Welche Bedeutung hat sie für euch? Ist sie verzichtbar?**

Katharina: Ein Kunstsammler sagte mir einmal, dass er durch die intensive Beschäftigung mit Kunst das Nachdenken gelernt hat. Literatur, Kunst und Musik treten oft Denkprozesse los, soweit stimme

ich ihm zu, und das kann zu keiner Zeit falsch sein. Vor allem nicht in einer Zeit, in der man täglich über Demokratie und Gesellschaft und Kultur – gründlich und eigenständig – nachdenken müsste.

**Kann jede von euch kurz erzählen, was sie sonst im Leben macht?**

Sonja: Ich koordiniere Projekte im kulturellen Bereich, schreibe, habe schon für alle Südtiroler Tageszeitungen geschrieben im Lauf der Jahre, außerdem bin ich Autorin, habe etliche Lyrikbände veröffentlicht und ein Sachbuch, und jetzt bin ich dabei, ein Kinderbuch zu veröffentlichen. Seit ich denken kann, interessieren mich Literatur und bildende Kunst, aber ich bin keine Künstlerin, ich kann nicht zeichnen, ich finde aber die Verbindung zwischen den Künsten spannend, die Erweiterung, die sich daraus ergibt. Für dieses Kinderbuch hat eine Meraner Künstlerin, Laura Zindaco, die Illustrationen gemacht.

Katharina: Ich schreibe zum einen für den „Vinschger“. Zum anderen haben Günther Haller und ich seit drei Jahren eine kleine Sendereihe im Fernsehen. Aus dieser Zusammenarbeit entstand ein Film über Südtiroler Kunstliebhaber vor zwei Jahren – ein Wahnsinnsspaß! Und ich mache Pressearbeit, meistens für Kulturprojekte, aber auch für ein sehr schönes Biodiversitätsprojekt im Obervinschgau und in der Schweiz.

**Wie heißt das Kinderbuch, Sonja?**

Sonja: „Hannah und der Tatzelwurm“. Es gibt ganz kurze gereimte Texte, normalerweise reime ich überhaupt nicht, aber meine Tochter hat Reime geliebt, als sie klein war. Ich möchte, dass die deut-

sche und die italienische Fassung im Buch nebeneinander stehen. Das macht möglicherweise Lust, die Wörter und Reime auch in der anderen Sprache zu lesen.

**Wie finanziert sich die Zeitschrift, da braucht es ja Papier, es braucht Grafik, man muss das drucken?**

Katharina: Uns unterstützt das Amt für deutsche Kultur, die Stiftung Südtiroler Sparkasse und einige wenige, aber treue Werbekunden und Unterstützer. Das alles ergab bisher die Möglichkeit, den Druck und die Grafikerin zu zahlen.

Sonja: Im Grunde sind wir fast ein Dreigestirn, denn von Anfang an hat eine Frau die Grafik gemacht. Unsere Grafikerinnen (derzeit gestaltet Andrea Dürr die „vissidarte“) sind etwas mehr als das, der Job wird nicht nur abgewickelt, es geht um den Austausch, um das Mitdenken, darum, eigene Ideen einzubringen. In Bildern Denkende bringen ein Plus an Ideen.

Katharina: Wie gefällt dir eigentlich die „vissidarte“?

**Gut. Ich habe eine „Sturzflüge“-Vergangenheit, deshalb ist das, was ihr erzählt für mich sehr nachvollziehbar. Noch eine Frage zu den neuen Medien: Ihr beschränkt euch hauptsächlich auf das Druckformat, habt eine Homepage, aber nichts, was dauernd ajourniert werden müsste.**

Sonja: Unser Internet-Auftritt ist bescheiden, wir verstehen uns als Druckformat. Sicher könnte man auch im Netz etwas verbessern, aber das müsste, wie bei allen Nullbudget-Geschichten, über diese helfenden Zufälle laufen, wenn jemand sich anbieten würde, die „vissidarte“ ins Netz zu stellen. Derzeit hat das Netz aber keine Priorität. Wichtig ist nur, dass wir im Netz auffindbar sind, damit Kontakt zu uns aufgenommen werden kann.

Katharina: Printmedien finde ich schlichtweg klasse – ihr Prinzip hat sich seit einigen Jahrhunderten bewährt und ist immer noch super. Als ich mich in Piazzolla verliebte, kam mir auch nicht in den Sinn, mich nicht mehr für Mozart zu begeistern.

**Wie funktioniert die Planung einer Nummer?**

Sonja: Während wir die eine Nummer fertig machen, haben wir Ideen für die nächste. Das Motto



für die nächste Nummer entwickeln wir gemeinsam, indem wir uns hinsetzen, philosophieren, herumspinnen, Ideen austauschen, bis eine Idee im Raum steht, die wir toll finden.

Katharina: Wenn das Motto klar ist, wird überlegt, wie sie finanziert werden kann, welche Künstler in die Ausgabe passen würden und welche Ansätze das Thema ermöglicht. Zu den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zählen Autoren und Kreative aller Richtungen und – ganz wichtig – beider Sprachgruppen. Alle arbeiten ehrenamtlich.

Das kann nicht oft genug unterstrichen werden.

Sonja: Bezahlt werden bisher nur die Grafikerin und die Übersetzung. Wenn wir viele finanzielle Unterstützer finden würden, könnten wir allen ein kleines Honorar bezahlen. Das wäre nur gerecht, als Übergangslösung bis zum Welterfolg. Im Sommer gibt es immer ein gemeinsames Essen, und bei diesem Treffen entwickeln sich neue Ideen. Katharina und ich präsentieren und koordinieren die „vissidarte“, aber sie ist ein Gemeinschaftsprodukt.

Katharina: Ein großer Wunsch wäre, alle Autoren, Fotografen, Mitarbeiter ordentlich zahlen zu können.

Sonja: Es ist schade, dass geistige Arbeit, nicht nur das Schreiben, wenig geschätzt wird, dass es immer heißt, ach, das machen die alle so gerne, und deshalb kann das ruhig ehrenamtlich sein.

Was tun aber, angesichts der Tatsache, dass die Mittel schrumpfen und ein Gutteil der zur Verfügung stehenden Kulturgelder auch noch an größere Institutionen geht?

Katharina: Wir bieten Werbeflächen an, von denen der Kunde etwas hat: er muss also nicht spenden, sondern kauft sich Präsenz. In einer Kulturzeitung präsent zu sein, ist nicht das Dümme, was einem passieren kann: Menschen, die sich für Kunst interessieren und die finanzielle Möglichkeit haben, in sie – und damit in andere Güter – zu investieren, wird es immer geben.

Interview: Renate Mumelter



# Elfriede Kehler

Sie liebt das Wort und reduziert es auf seine letzte Substanz. Sie schreibt intensive Gedichte wie sinnliche Stilleben und formuliert mit leiser Stimme einen klaren und feinen Blick auf die Menschen, die Kunst und das Weibliche. Elfriede Kehler – 1948 in Linz geboren – lebt heute, nach langen Jahren in Wien, in Enneberg im Gadertal. Weil ihr die großen Weiten wichtig sind, wo sie dem „Dazwischen“ auf der Spur sein kann, reist sie viel, oft nach Wien.

**Sie sind von Ihrer Ausbildung her Bildhauerin, warum haben Sie sich später für das Schreiben entschieden?**

Geschrieben habe ich schon sehr früh, habe schon als Kind meine geheimen Tagebücher gehabt, das war mir ein ganz besonderer Schatz. Ich habe Dinge verschlüsselt und verkehrt geschrieben, es war wie ein Geheimnis. Das Schreiben hat mich eigentlich nie verlassen. Ich habe auch während der Akademiezeit immer daneben geschrieben. Das war ganz merkwürdig: Beim Zeichnen bin ich oft an eine Stelle gekommen, wo ich nicht weiter konnte. Ich konnte zum Beispiel beim Aktzeichnen eine Stelle an der Schulter einfach nicht zeichnen. Ich habe dann angefangen, das zu schreiben, was ich sehe, und mein Mann oder jemand anderer hat neben mir gezeichnet und ich habe ihn dann gefragt: „Hast du diese Stelle gesehen, wie zeichnet man sie? Wie geht das?“ Das war für mich ein Wendepunkt, wo ich verstanden habe, dass ich eine Grenze beim Zeichnen habe. Wo ich bildnerisch nicht mehr weiter kann, muss ich die Sprache verwenden. Letztlich habe ich mich eindeutig für die Sprache entschieden, weil es die Sprache ist, die mich wirklich weiterführt.

**Inwieweit hat Sie die Begegnung mit dem Dichter H. C. Artmann in dieser Entwicklung geprägt?**

H. C. Artmann war schon damals in Wien ein Begriff, aber ich hatte vorher nie mit ihm zu tun. Wir waren dann schon hier in Enneberg, da wurden im Radio ein paar Gedichte von ihm gelesen, zu denen Markus Vallazza die Zeichnungen gemacht hatte. Ich war beim Hören sehr bewegt von diesen Texten, ich habe sie wirklich mit Fleisch und Blut gespürt. Dann hat sich zufällig diese Schreibwerkstatt in Innsbruck ergeben, und ich habe mich da gegen den Willen von allen angemeldet. Man musste ein paar Texte schicken. Ich bin dann zu H. C. Artmann gekommen, und er hat meine Texte hervorgehoben und hat gesagt: „Diese Texte sind karg.“ Aber im positiven Sinn, und das war für mich so wichtig, weil ich nie eine Anerkennung hatte und nie jemandem etwas gezeigt hatte, ich war auch sehr unsicher. Artmann hat mich dann aber sehr bestärkt und war von meinen Texten begeistert,

das war herrlich. Zur Schule für Dichtung in Wien habe ich später dann Gedichte mitgenommen, er hat sie vorgelesen und hat gesagt: „Du musst weiter arbeiten!“ Das hat mich gehalten, und ich war bis zum Schluss mit ihm in Verbindung und sehe mich auch mit seiner Frau, wenn ich in Wien bin.

**Woher kommt diese Kargheit, ist das die Bildhauerin, die an den Worten so lange feilt, bis nichts mehr weggelassen werden kann?**

Ich weiß nicht, ob diese Kargheit wirklich von der bildenden Kunst kommt, es gibt ja auch Bildhauer, die sehr überschwänglich gestalten. Ich glaube, es hat eher mit meinem Wesen zu tun. Ich lebe auch so. Ich versuche immer zu diesem Kern zu kommen, zu einer Substanz, die man nicht mehr reduzieren kann. Wenn man es streng nimmt, dann hat es schon damit zu tun, dass man etwas, das eine große Fülle hat immer noch genauer und noch genauer haben will, bis man zum Punkt, zum „Zellkern“ vordringt. Die Zeit ist so kurz, man kann sich keine Spielereien erlauben, man muss in einer hohen Konzentration leben und arbeiten. Vielleicht kommt man dann dorthin, was jeder Mensch in der Summe erreichen, erkennen oder leben möchte. Es hat sehr viel mit meinem Leben zu tun. Entweder ich tue gar nichts oder ich habe ein Bedürfnis, mich ganz zu konzentrieren.

**Wie erleben Sie den Schreibprozess, ist das eine Befreiung oder ist das Arbeit, Knochenarbeit?**

Das Schreiben selbst ist ein langer Prozess. Ich kann, wenn ich mich konzentriere, jederzeit und überall arbeiten, im Zug beispielsweise oder in der Landschaft. Es gibt dann eine Spur, die mich irgendwo hinzieht, und ich ahne, da ist etwas, und dann gehe ich in die Dinge hinein, das kann ich auch willentlich sehr stark, es geschieht dann mit mir. Ich komme während des Schreibprozesses in Höhen und Tiefen und zeichne das alles auf. Danach kommt die ganz harte Arbeit. Ich schaue es durch, variiere, dann kommen neue Dinge dazu. Ich versuche das ganze Feld abzugehen und das Volumen möglichst weit zu spannen. Das überarbeite ich dann immer wieder, immer wieder, bis es für mich nicht mehr weiter zu reduzieren ist und die Spannung stimmt. Inhalt und Sprache



müssen so verwoben sein, dass sie verfilzt und nicht mehr zu trennen sind. Das muss ich so oft prüfen, so oft widerlegen und versuchen, es zu bekämpfen, zu zerstören und zu zerschlagen. Dann stimmt es irgendwann, dann gebe ich auf, dann kapituliere ich, dann lasse ich es. Die eigentlichen Inhalte kommen vom Wort, nicht von draußen, das ist nur der Anlass. Und mit dem Wort entstehen dann diese Sprachwelten.

**Die Lyrik ist also für Sie der einzig denkbare Ausdruck, Sie könnten nicht Prosa schreiben oder Theaterstücke?**

Doch, lyrische Prosa könnte ich auch schreiben. Das ist auch das, was mich jetzt beschäftigt. Aber Theaterstücke? Ich weiß nicht, das hat mich nie gereizt, vielleicht habe ich es auch nicht verstanden. Bei mir würde, glaube ich, ein Theaterstück mit zwei Stimmen entstehen. Eine dritte wäre mir schon zu viel. Meine Gedichte oder auch die lyrische Prosa haben mit meiner Vorstellung von Stilleben zu tun. In meiner Welt sind Gedichte Stilleben. Sie sind angeordnet, verschiedene Dinge, die zu einer Schönheit geformt sind, die das Ergebnis größter Spannungen sind, die sich miteinander verbinden. Wenn sich die größten Gegensätze miteinander verbinden können, dann stimmt das Gedicht.

**Welche Rolle spielen für Sie Orte? Sie kommen aus Linz, Sie haben in Wien studiert und gelebt, Sie leben und arbeiten jetzt in Enneberg. Wie wichtig ist die Größe eines Ortes für Sie?**

Ein Ort allein ist für mich zu einseitig, das geht nicht. Zum Beispiel Enneberg, da habe ich mich früher sehr stark mit der Natur auseinandergesetzt. Die Vielfalt in der Natur hat mich fasziniert, es war in Enneberg möglich, ganz alleine zu gehen. Auf der anderen Seite ist für mich die Großstadt ganz wichtig, weil man so viel sieht. In Wien gibt es zum Beispiel jetzt so viele Menschen, die aus anderen Kulturen kommen. Es ist wie eine kleine Weltreise, dieses Schauen. Das Physische der Menschen, der Ausdruck, ihre Würde, das ist das, was mich beschäftigt und was ich an der Großstadt liebe. Das ist für mich wie ein Film, da bin ich wirklich hungrig. Ich könnte aber nicht alleine reisen, weil ich so gefangen bin, von dem was ich sehe, dass ich einen Schutz brauche. Ich gehe dann so sehr hinein, dass ich gefährdet und schutzlos bin.

**Was hat Sie als Mädchen dazu ermutigt, Künstlerin zu werden?**

Ich würde es nie wagen, mich als Künstlerin zu bezeichnen. Das sind Wertungen, mit denen ich ein Problem habe, weil es sehr viele Vorstellungen davon gibt, auch Arroganzen und Fälschlichkeiten. Das ist nicht wichtig. Ich bin ein Mensch, der das Wort liebt und mit dem Wort arbeitet. Das Wort ist für mich ein Wesen, mit dem ich am intensivsten und auch am intimsten kommunizieren kann. Meine Mutter war eine literarische Person und sie hat es sehr schwer gehabt, weil sie anders war als die anderen. Das habe ich als Kind schon gespürt.

Da muss man sehr aufpassen, man ist ausgesetzt, wenn man nicht einen Schutz entwickelt. Dieses Anderssein habe ich von Anfang an gespürt und das hat mich schon sehr belastet, ich habe sehr gelitten und habe viele Ängste gehabt. Bis ich verstanden habe, dass ich vollkommen geschützt bin, wenn ich ins Wort hineingehe. Da kann mir niemand etwas anhaben. Sobald ich herauskomme, bin ich ausgeliefert. Ich habe natürlich auch Waffen entwickelt, das Wort ist auch eine Waffe, die einzige, die ich habe.

Ein Leben als Frau, die sich als Intellektuelle versteht, ist ja nicht so einfach in unserer Gesellschaft. Sie haben auch Familie und Kinder, wie haben Sie die Dinge vereinbaren können, lassen sie sich überhaupt vereinbaren?

Zu Familie und Kindern muss ich sagen, dass wir ja auch nicht eine „normale“ Familie sind. Ich bin mit einem Bildhauer verheiratet. An meinem Mann sehe ich eine Echtheit, ich habe von Anfang an gespürt, da stimmt es. Wir sind eigentlich wie Geschwister, er ist ein Bruder, ich habe mich gleich verwandt gefühlt mit ihm. Von unseren Familien auf beiden Seiten gab es kein Verständnis, wir waren nur für uns. Schon als ich an der Akademie war, eigentlich schon in der Oberschulzeit habe ich gemerkt, dass ich nicht leben kann ohne die Möglichkeit etwas Kreatives zu machen. Es war dieses Bewusstsein, ein anderes, ein geistiges Leben zu führen, in dem man vom Denken verfolgt ist. Der Kopf gibt keine Ruhe, er arbeitet immer. Der eine macht es dann mit den Strichen, der andere denkt mit Ton oder Stein. Der andere nimmt das Wort und es formt sich. Es quält so, wenn ich einen Gedanken habe und ihn nicht niederschreibe. Du stehst vor

dem Nichts. Bis du es aufschreibst, dann bist du zu Hause. Ich habe versucht es zu verdrängen, aber ich konnte dann überhaupt nichts mehr machen, ich hatte Schwierigkeiten, die alltäglichen Arbeiten zu bewältigen. Ich habe dann verstanden: Du musst deine Arbeit machen, dann kannst du das andere auch noch, dann geht es viel besser und schneller. Sonst geht es nicht, es zwingt dich. Bei mir war es sehr markant: Es hat mich gezwungen, ich hätte anders nicht existieren können.

Sie haben ihre Mutter als Vorbild genannt, gibt es sonst noch Frauen, die Ihnen Vorbild sein konnten in dieser Lebensweise? Ruth Klüger schreibt ja beispielsweise: „Frauen lesen anders, Frauen schreiben anders.“ Stimmt das für Sie?

Ich glaube schon, dass das Weibliche in der Kunst eine ganz große Rolle spielt. Auch in der Bildhauerei zum Beispiel, es gibt schon auch männliche Figuren. Am Modell habe ich aber dann verstanden, warum fast immer nur der weibliche Körper gezeichnet wird. Er hat eine Vielfalt, die der männliche Körper nicht hat. Das Weibliche ist für mich so was von schön, die ganze Welt ist letztlich vom Weiblichen getragen. Alles, was es in dieser Welt gibt, ist im weiblichen Körper, der männliche Körper hat nicht diese Reichhaltigkeit, dort ist Konstruktion, Kraft und Strenge. Das ist auch im Schreiben so wie im Leben. Es gibt ja auch sehr viele Lyrikerinnen, ein männlicher Lyriker hat auch sehr viel vom Weiblichen, denn im ganz strikt Männlichen, glaube ich, ist nicht viel drin. Auch schöne Männer haben für mich etwas von der Reichhaltigkeit des Weiblichen. Die Männer nähren sich vom Weiblichen, sonst verhungern sie. Trägerin ist die Frau, das ist unheimlich schön.

Ihre Gedichte sind oft sehr sinnlich, es ist ein sehr sinnlicher Resonanzraum, den Sie aufbauen.

Das merke ich nicht so, aber natürlich spüre ich mich selber, obwohl ich nach außen hin eine gewisse Strenge ausdrücke, aber innen bin ich, glaube ich, unendlich weiblich. Diese Sinnlichkeiten, die finden bei mir im Kopf statt. Ich kann sie nur im Kopf wirklich erleben. Andere Frauen leben es, man sieht, dass sie es leben. Bei mir geht es über den Kopf und von dort über den Körper. Wenn ich es nicht über den Kopf machen kann, dann geht es auch körperlich nicht. Bei anderen Frauen bleibt es im Körperlichen, bei mir ist es anders.

Und doch haben es Frauen im Kulturbetrieb schwer, wie haben Sie das gefühlt, haben Sie sich unterstützt gefühlt oder gebremst?

Der „Kulturbetrieb“, das ist ja schon ein schreckliches Wort. Es gehört schon mehr dazu. Aber die Kostbarkeiten brauchen ein Gefäß, einen Raum, eine äußere Hülle. Es gibt im Kulturbetrieb auch kleine, kostbare „Räumlichkeiten“, man muss Glück haben und man freut sich, wenn es die Möglichkeit gibt. Es ist auch bereichernd und fördernd, wenn die Arbeit mit Respekt gesehen wird und erkannt wird, dass es etwas Wesentliches ist. Früher sind Künstler auch zugrunde gegangen, heute ist es nicht mehr so und das ist sehr schön. H. C. Artmann war zum Beispiel für mich sehr wichtig, aber auch andere Begegnungen. Es hat auch sonst wichtige Unterstützungen gegeben, als ich von einem Kriti-



ker heftig kritisiert wurde. Es hat mich so erschüttert damals, ich habe gedacht, das kann ich nicht aushalten. Heute wäre das anders, ich habe es schon erlebt. Umso wichtiger ist ein Gegengewicht, dass es im Kulturbetrieb auch andere Sehweisen gibt.

#### Gibt es auch weibliche Vorbilder für Ihr Schreiben?

Ich habe immer viele Gedichte gelesen, Celan hat mich sehr beeindruckt, obwohl ich nicht alles verstanden habe, es hat mich hingezogen. Wer mich aber sehr berührt, ist die Mayröcker. Wenn ich sie lese, hat das etwas mit dem Vegetativen zu tun. Da geschieht etwas in einer höheren Ordnung, das man nicht mit dem Wollen erreichen, die wir gar nicht erfassen können. Dieses Vegetative ist etwas Schönes, es macht etwas. Ich spüre die Mayröcker, zum Beispiel die „Magischen Blätter“, habe ich getrunken und am Schluss war ich wie betrunken und habe fast Angst bekommen und musste wieder zu mir kommen. Sie nimmt ja auch Banalitäten mit hinein, ich kann das nicht, aber ich bewundere diesen unendlichen Fluss. Und sie ist echt, weil sie das lebt.

#### Haben Sie den Film von Carmen Tartarotti gesehen über die Mayröcker?

Den Film habe ich leider noch nicht gesehen, aber ich habe davon gehört. Ich habe die Mayröcker bei Lesungen in Wien erlebt, dann liebe ich sie, sie ist eine Poetin. Auch ihre Räume sind mir nicht fremd, wie sie das legt und stapelt. Das ist mir sehr nahe. Wenn ich einen großen Raum für mich allein hätte, würde ich auch dazu neigen, solche nachvollziehbaren Wege zu legen. Solche Menschen liebe ich, weil sie ihr Leben als schmerzvollen Verwandlungsprozess leben. Die, die das wirklich machen, sind dieses Verwandelte, das ist etwas vom Schönsten. Man kann in der Kunst nicht nur liebäugeln oder spielen, es muss ganz stimmen. Und am Ende müsste man trotz aller Widersprüche sagen können, in einigen Dingen ist auch Glück. Sonst bleibt gar nichts. Es sind die Gedichte, die mich so viele Jahre getragen haben, mich gehalten haben, die die Angst gebannt haben. Wenn es die nicht gegeben hätte, wäre ich nicht durchgekommen.

#### Woran arbeiten Sie gerade?

Ich habe viele Aufzeichnungen. „Schärfe die Schatten“ war ein Endpunkt, es geht bei mir jetzt wieder mehr in das Weichere, mehr in die Fülle. Nicht mehr dieses ganz Reduzierte, ich möchte, dass es wieder fließender wird. Meine Arbeit besteht jetzt darin, es zu Geweben zu portionieren. Vieles ist schon da, ich muss es noch in einen Rhythmus bringen. Ich habe jetzt eine andere Freiheit, früher waren noch Ängste da, das wird immer weniger. Jetzt bin ich sicherer, ich mache es so, wie ich will. Das Zweifeln ist weg. Vielleicht bin ich auch kritikloser geworden.

#### Was wünschen Sie sich?

Was ich mir wünsche? Ja, dieses Glücklicheinkönnen im Arbeiten. Das Schönste ist, dass man sich in diesen Zustand von etwas hineinbegeben kann. Es ist das Einzige letztlich, das mich wirklich interessiert. Wenn man das macht, dann ist man am Ort, dann ist man, wo man eigentlich sein soll.

Interview: Karin Dalla Torre



# Ganes

Drei Ladinerinnen (jede von ihnen spielt ein Instrument und ist mit einer starken Stimme ausgestattet) sind dabei, die Musikwelt zu erobern. Noch stehen sie am Anfang, aber sie wollen mehr: Elisabeth Schuen, Marlene Schuen und Maria Moling über Ehrgeiz und Authentizität, über Träume und Realitäten.

Seid ihr schon berühmt?

Elisabeth Schuen: Was heißt das: berühmt? (lacht)

Ihr habt schon jede Menge europäischer Städte, große und ganz kleine, hinter euch gebracht bei eurer ersten Tournee. Eigentlich seid ihr ständig unterwegs.

Marlene Schuen: (lacht) Also wir kriegen schon mit, dass immer mehr Leute zu unseren Konzerten kommen. Aber wir machen uns da nicht so viele Gedanken.

Wenn man schaut, in welchen Radio-Sendern ihr wahrgenommen werdet, so sind das vor allem die Kultursender, also eher Ö1 als Ö3.

Elisabeth Schuen: Vielleicht auch wegen unserer Geschichte. Man sagt ja immer: Wir sind drei Südtirolerinnen und singen auf Ladinisch... Wenn man nicht auf Englisch singt, ist es schwierig in den Radiosendern gespielt zu werden, die fast nur Mainstream-Pop spielen.

Also im Moment ist es ein Publikum, wie das von eurem geistigen Ziehvater Hubert von Goisern?

Maria Moling: Das kann man so nicht sagen, das geht schon wegen der Menge nicht. Klar kommen auch einzelne Leute, die uns durch den Hubert kennen, aber auch viele andere...

Wie hat das angefangen mit Hubert von Goisern?

Marlene Schuen: Das war Zufall. 2002 habe ich angefangen, beim Hubert zu spielen. Ein Münchner Musiker wusste, dass Hubert eine Sängerin und Geigerin suchte und ich bin nach Salzburg zu einer Art Session und dann hat er mich gefragt. Später hat er mich angerufen und gefragt, ob ich für die große Schiffstour 2007-2009, die Europatour auf dem Konzertschiff, noch eine kennen würde, die singt und ein Instrument spielt, und dann ist Maria dazu gestoßen und schließlich auch Elisabeth. Da war sie noch ganz in der Klassik und wollte nicht wirklich, aber ein Jahr später ist sie dann doch dazu gekommen.

Sie wolltet die klassische Laufbahn als Opernsängerin nicht verlassen?

Elisabeth Schuen: Ich wäre wohl ohne das Drängen

der anderen nie auf die Idee gekommen, einfach so durch die Gegend zu touren. Es war für mich immer klar, dass ich Klassik machen will.

Warum?

Elisabeth Schuen: Ich habe mich immer schon damit beschäftigt. Gehört habe ich natürlich auch andere Musik, aber der klassische Gesang war immer meins. Und dann habe ich halt gedacht: Okay, einen Sommer lang wird das schon gehen.

Ihr Bruder André Schuen hat ja als Bariton tatsächlich die klassische Laufbahn eingeschlagen und singt auf großen Bühnen. Gibt es da so etwas wie Neid?

Elisabeth Schuen: Nein, da ist kein Neid. Inzwischen machen wir ja unsere eigene Musik und das ist etwas ganz anderes. Würde ich jetzt immer noch beim Hubert oder auch bei anderen als Background-Sängerin singen, dann wäre ich wahrscheinlich wieder zurück in die Klassik gegangen.

Sie Maria haben Percussion und Gesang gelernt?

Maria Moling: Ich habe auch von klein auf musiziert. Die Eltern waren im Kirchenchor und in der Musikkapelle und die Geschwister haben auch alle ein Instrument gespielt und gesungen. Ganz am Anfang war das Klavier, mit 16, 17 bin ich dann auf Schlagzeug umgestiegen. Und nach der Matura habe ich in Klagenfurt Jazzschlagzeug studiert. Und nachdem ich dann ständig auf Tournee war, zuerst mit Hubert und dann mit Ganes, habe ich das Studium sausen lassen.

Die eigene Musik zu machen oder Background-Sängerin zu sein: Worin liegt der Unterschied?

Elisabeth Schuen: Natürlich ist es ein großer Unterschied. Wenn du wirklich vorne stehst, hast du auch die ganze Verantwortung. Du agierst dementsprechend anders. Wir haben auch bei Hubert viel Show gemacht, aber auch, weil wir wussten, wir können uns darauf konzentrieren. Jetzt ist es ganz anders. Jetzt sind wir in der ersten Reihe und für alles verantwortlich. Allerdings nimmt man dann auch mehr vom Publikum mit.



Ihr habt alles, was es braucht: Ihr seid schön, unglaublich musikalisch, jede von euch beherrscht ein Instrument und hat eine Superstimme... Das ist selten, dass drei Musikerinnen ganz und gar gleichberechtigt auf der Bühne agieren. Keine von euch ist der Star. Hat sich etwas daran geändert im Laufe der Konzerte, die ihr inzwischen hinter euch habt?

Maria Moling: Ja, jetzt denkt jede, dass *sie* der Star ist... (alle lachen)

Elisabeth Schuen: Nein, im Ernst: Ich bin die Schriftführerin, ansonsten bin ich immer im Hintergrund...

Maria Moling: Ich bin die Fahrerin...

Marlene Schuen: ... und ich bin eigentlich die Sängerin. (die beiden anderen lachen)

Elisabeth Schuen: Nein, nein, das ist alles gleich geblieben. Vielleicht haben wir seit unseren ersten Konzerten ein bisschen besser herausgefunden, wer von uns welche Stärken hat. Und vielleicht gibt es tatsächlich einmal eine, die mehr singt, aber das fällt nicht wirklich auf.

Maria Moling: Ich glaube, keine von uns fühlt sich als Star und will nach vorne drängen. Ich glaube, jede macht das, was sie gerne macht und womit sie sich am besten fühlt.

Elisabeth Schuen: Und das ist bestimmt auch das, was uns ausmacht, denn wenn jetzt eine von uns mehr im Vordergrund stehen wollte – dann müsste

sie das alleine machen. Ich glaube, jede von uns weiß, dass wir zu dritt am stärksten sind, keine würde sich danach sehnen, das alleine durchziehen zu wollen.

Also kein Star-Gerangel unter euch und wenn eine das dennoch wollte, wäre es ein Grund, das Ganze zu beenden?

Elisabeth Schuen: Wahrscheinlich ja. Wenn sich eine denkt, ich will mehr vorne stehen...

Marlene Schuen: ... dann holen sie die anderen zwei schon wieder runter. (alle drei lachen)

Ihr hört euch an, als würde euch die Bühne immer noch sehr viel Spaß machen.

Maria Moling: Das muss sein. Den Spaßfaktor muss man pflegen und auch, dass wir untereinander gut auskommen. Das ist das Wichtigste.

Elisabeth Schuen: Wir sind mit über 100 Konzerten im letzten Jahr sehr viel unterwegs gewesen. Die Proben noch dazu. Außerdem haben wir mittlerweile zwei CD's aufgenommen, die zweite heißt „mai guai“, also in etwa „niemals Schwierigkeiten“.

Maria Moling: Dass wir menschlich so gut miteinander auskommen, ist genauso wichtig, wie sich musikalisch gut zu verstehen. Übrigens auch mit der Band. Es gibt ja auch sonst noch ein paar Leute, die mitfahren, die Band, die Techniker. Es ist wich-

tig, dass das alles Leute sind, die gut zusammen funktionieren.

Wobei die Techniker und Musiker doch wahrscheinlich eure Angestellten sind, oder nicht?

Marlene Schuen: Klar sind sie angestellt, sie sind nicht der harte Kern von Ganes wie wir und manchmal geht auch einer und ein anderer kommt. Es ist so: Wir schreiben die Musik und das ist unsere Sache. Aber gleichzeitig ist es uns sehr wichtig, dass wir Musiker haben, die das erstens gerne machen und die sich zweitens auch einmischen und Verantwortung übernehmen, die auch Ideen haben. Es ist nicht so, dass wir jetzt vorne sind und sagen: Mach du dies und spiel das.

Sind das immer noch die gleichen Musiker wie ganz am Anfang?

Elisabeth Schuen: Ich glaube, mittlerweile spielt kein einziger mehr von denen mit, die beim ersten Konzert im Brunecker UFO mit dabei waren.

Also alle ausgetauscht?

Elisabeth Schuen: Wir spielen nicht mehr in der klassischen Pop-Formation. Nach den ersten Konzerten haben wir gemerkt, dass uns das Akustische besser steht, wir sind weniger geworden, alles ein bisschen schmaler.



Marlene Schuen: Zuerst hatten wir es auf einen Gitarristen und einen Keyboarder reduziert, die Maria hat Percussion gespielt. Inzwischen haben wir die zweite Platte aufgenommen und haben jetzt doch noch einen Bassisten mit dazu genommen, der E-Bass und Kontrabass spielt.

Maria Moling: Wir haben die Arrangements auch umgeschrieben. Sobald man in der klassischen Popband-Besetzung spielt, sind manche musikalische Entscheidungen quasi vorgegeben; für jeden ist klar, wie das klingen soll. Dadurch wird man auch unfrei. Wenn man hingegen eine andere Besetzung hat, bleibt mehr Platz für Experimente. Zum Beispiel spielen die Mädels Geige und dann kann man mit der Geige rhythmischere Dinge machen und das reicht bei manchen Songs schon aus, um den Groove zu schaffen.

Schreibt ihr auch alle drei gleichberechtigt die Texte und die Musik?

Elisabeth Schuen: Ja klar, also nicht immer zu dritt, sondern jede für sich und dann mal wieder zu dritt.

Ihr schreibt eure Lieder in der Hauptsache auf Ladinisch, eine Sprache, die in eurem Publikum kaum jemand versteht.

Elisabeth Schuen: Ja, wir schreiben vor allem in Ladinisch, obwohl wir für die nächste Platte auch andere Sprachen ausprobieren werden.

Funktioniert das? Wenn die Leute nicht verstehen, was ihr singt?

Marlene Schuen: Also wir hatten nicht ein einziges Konzert, wo uns alle verstanden haben, selbst in Südtirol ist das so.

Maria Moling: Aber wir hatten nie das Gefühl, dass sie uns nicht verstehen. Wir sagen ja eh' meistens dazu, um was sich der Song dreht. Wenn ich so in die Gesichter im Publikum schaue, habe ich immer den Eindruck, dass sie mitkommen, mit dem, was wir machen. Es kommt einem so vor, als würden sie sich darauf einlassen. Man muss ja nicht jedes einzelne Wort verstehen. Das geht uns doch in Wirklichkeit dauernd so: Wenn wir Musik hören und die Sprache nicht verstehen, denken wir uns unseren Teil dazu und das tut ja auch gut.

Marlene Schuen: Natürlich fragt uns jeder danach, warum wir in einer Sprache schreiben, die nur so wenige Menschen sprechen, aber es versteht auch jeder, wenn wir es erklären. In der eigenen Muttersprache kann man die Gefühle einfach am besten ausdrücken. Vor kurzem hat uns ein Journalist gefragt: „Und warum macht ihr diesen Song jetzt auf Englisch? Wollt ihr jetzt den großen Markt entern?“ Das wäre natürlich nicht zu verachten, mehr Menschen zu erreichen, aber ich glaube, der Kern wird immer Ladinisch bleiben. Wir sind mit Ladinisch groß geworden, aber auch mit Italienisch und Deutsch. Und dann kamen irgendwann Englisch und Französisch dazu. Wir mögen alle drei auch die anderen Sprachen sehr gerne und wieso sollten wir nicht mit ihnen experimentieren?

Bei unserem ersten Interview, gleich nach euerm ersten Konzert, habe ich euch gefragt, was „rai de sorëdl“ heißt, also der Titel eurer ersten CD. Da hat eine von euch dreien gesagt „Sonnenstrahl“

und dann habt ihr alle drei losgeprustet vor Lachen und gemeint: „O Gott, wie kitschig klingt das auf Deutsch!“ Als hättet ihr das vorher nie übersetzt?

Maria Moling: Ja, das klingt wie ein Schlageralbum oder so. Aber ich glaube, das ist in jeder Sprache so: Wenn man die Dinge übersetzt, ist es nicht mehr das Gleiche. Manchmal geht es sich gut aus, manchmal überhaupt nicht. Dann muss man einen besseren Weg suchen und es freier übersetzen. Oder es einfach lassen.

Auf diese Art und Weise bringt ihr das Ladinische in die Welt, mehr als jede andere Musikgruppe vor euch, glaube ich.

Marlene Schuen: Es gibt natürlich auch andere ladinische Bands, aber die meisten kommen nicht so weit herum wie wir. Die meisten spielen überhaupt nur bei uns hier.

Elisabeth Schuen: In der Schweiz gibt es schon mehr, glaube ich.

Maria Moling: Das liegt sicher auch daran, dass sie einen eigenen rätoromanischen Sender haben, der Tag und Nacht sendet. Das ist schon ein Unterschied.

Marlene Schuen: Es gibt schon jetzt Leute, die gehen in Deutschland zu unseren Konzerten und kommen dann hierher in den Urlaub, um sich das einmal anzuschauen.

Ihr seid also auf dem besten Weg, die Kastelruther Spatzen von morgen zu werden?

(alle lachen) Maria Moling: Macht keine Witze darüber. Das ist schon ein bisschen so: Wenn die Leute hören, wir sind aus Südtirol, denken sie, wir machen Musik wie die Spatzen oder traditionelle Musik. Auf jeden Fall alpin, und kommen deswegen in unsere Konzerte. Und das einzige, was bei uns traditionell ist, ist die Sprache und die Gleichberechtigung der drei Stimmen.

Wenn Ihr euch nach diesem ersten arbeitsintensiven Jahr etwas wünschen dürft: Was wäre das? Größer, weiter, berühmter?

Maria Moling: Andere Länder vielleicht?

Elisabeth Schuen: Es könnte von allem noch ein bisschen mehr sein, natürlich. Es soll so weiter gehen wie bisher, und es wäre schön, wenn wir über den deutschsprachigen Raum ein wenig hinaus kämen: Frankreich, Spanien, Portugal oder wo auch immer: In jedem Land ist es total anders, wenn man spielt. Das ist das Interessante, das treibt uns an. Davon träumen wir auch.

Also stört euch nichts an diesem Musikbetrieb: Ihr steht am Anfang eines großen Traumes?

Elisabeth Schuen: Schön wäre es, wenn wir häufiger im Radio gespielt würden. Nicht, dass es wirklich wichtig wäre. Aber es ist schon schade, dass viele Radiosender, die Pop spielen, so überhaupt nicht offen sind. Alles, was man noch nicht kennt und was auch nur eine Spur anders ist, das kommt so was von nicht in Frage. Und gleichzeitig hört man jeden Tag 20-mal die gleichen Songs.

Marlene Schuen: Natürlich ist es auch anstrengend, die ganze Zeit unterwegs zu sein, die Sachen einladen, ausladen, Bus leihen, 800 km rauf fahren, am nächsten Tag 500 km nach Westen und immer so weiter. Aber das gehört halt dazu. Irgendwann, wenn

es dann wirklich gut laufen wird, dann kann man sich vielleicht einen Nightliner leihen für unterwegs. Dann könnte man im Bus schlafen...

Das sind eher bescheidene Wünsche.

Maria Moling: Eine andere Sache ist, dass man es den vielen Geschmäckern und Meinungen nie Recht machen kann. Wir hören von allen Seiten ständig: Macht das so und macht das anders. Am Ende muss man immer auf das eigene Bauchgefühl hören.

Gibt es jemand, der sagt: Mehr Sex auf der Bühne, mehr Bein- oder Bauchfreiheit, jetzt macht mal, Mädchen?

Elisabeth Schuen: Das würden wir nicht machen!

Maria Moling: Dann würde ich auf meinen Bauernhof zurückgehen, zu meinen Eltern, und fragen, ob sie etwas für mich zu tun haben.

Da seid ihr aber wohl eher eine Ausnahme?

Elisabeth Schuen: Es gibt auch nicht mehr häufig solche Managements wie das, was wir mit dem Hein Hage haben. Jemand, der sich wirklich persönlich um dich und um alles kümmert und das meiste selber macht. Jemand, der wirklich weiß, wovon er spricht.

Maria Moling: Und vor allem jemand, der nicht vor schwierigeren Projekten zurückschreckt. Er hat viel Erfahrung und macht nicht einfach nur Mainstream.

Marlene Schuen: Er denkt in längeren Zeitabschnitten. Die meisten Sänger machen bei einer Casting-Show mit und werden dann vielleicht ein halbes Jahr lang gehypt. Sie sind bei Sony Records und ganz oben und im nächsten Jahr schon werden sie komplett fallen gelassen, weil der nächste schon hinterher kommt. Das kann nicht passieren, wenn man das langsam aufbaut.

Ihr wollt also nichts als einfach nur eure Musik machen?

Elisabeth Schuen, Marlene Schuen, Maria Moling: Genau.

Maria Moling: Und es ist ein großes Glück, wenn man auch davon leben kann.

Interview: Nina Schröder



## Interviewt wurden:

**Barbara Tavella**, geboren 1972 in Wengen, 1986-1991 Kunstschule St. Ulrich, Gröden, 1991-1995 Kunstakademie Brera, Mailand.

**Ausstellungen:** 2011 Galerie Prisma – Bozen, „senza inizio né fine“ Galleria Duetart – Varese, „augen blick“ artdepot – Innsbruck, Ragenhaus – Bruneck, 2010 „Trienala Ladina“ – St. Martin in Thurn, Galerie Artdepot – Innsbruck, 2009 „immaginario su tela“ Zonak – Mailand, 2006 Fotokunst aus Südtirol im Parlament in Wien 2005 Galerie Prisma – Bozen, „Wenn sie hier ist möchte sie dort sein“ Kunstraum Café Mitterhofer – Innichen, Kunstszene Südtirol Aktuell, Lanserhaus – Eppan, 2003 Panorama 03 – Bozen, 2002 „Das absurde Bekannte“ Phoenix Art – Sammlung Falkenberg – Hamburg, „Gemine muse“ – Trento, 2001 Kunstmesse Innsbruck, 2000 Sitz des Landtags – Bozen, „Radar“ Foto- und Videoarbeiten in Südtirol – Stadtgalerie Bozen, 1998 „Motive der Stille“ St. Pölten – NÖ, Schloss Katzenzungen – Prissian, Galerie Museum – Bozen. [b\\_tavella@yahoo.it](mailto:b_tavella@yahoo.it)

**Nadia Kammerer**, DJane Nadipebi, stammt aus Bruneck. Ihr Fachgebiet ist die elektronische Musik. 2002 hat sie an der Red Bull Music Academy in London teilgenommen. 2005 war sie zur Red Bull Voyager Tour in Griechenland eingeladen, mit Auftritten in Clubs zwischen Athen und Mykonos. Außerdem Auftritte in München (P1, Geheime Gesellschaft) und Brasilien. Aufenthalte in Berlin. Sie lebt und arbeitet derzeit in St. Georgen bei Bruneck.

[www.wupwup.com](http://www.wupwup.com)

**Gabriella Serra di Cassano**, geboren 1924 in Venedig, aufgewachsen in Tripolis (Syrien), Ankara und Istanbul, Berlin, Florenz, Frankfurt und im Veneto. 1948 für einige Jahre in Bozen, widmet sie sich hier der Glasmalerei, in den frühen 1960er-Jahren in Umbrien dem Modedesign für die Firma Luisa Spagnoli. Mitte der 1960er-Jahre studiert sie an der Kunstakademie in Perugia, wo sie die Freskotechnik erlernt. Später besucht sie das renommierte Istituto Centrale di Restauro sowie die damals neu gegründete UNESCO-Schule in Rom, wo sie sich auf das Restaurieren von Wandmalereien und Gemälden auf Holztafeln und Leinwand spezialisiert. Sie restauriert im Palazzo Farnese in Rom (Caracci), im Palazzo Ducale in Urbino und in San Fermo in Verona. Von 1970 bis 1994 arbeitet sie im Auftrag des Südtiroler Denkmalamts an den wichtigsten Freskenzyklen des Landes, u.a. in den Kirchen St. Prokulus in Naturns, St. Jakob in Tramin, den Pfarrkirchen in Terlan und in Bozen („Plappermutter“), in der Trostburg, in Schloss Velthurns und Kloster Neustift, im Schloss Maretsch, Ansitz Rottenbuch und im ehemaligen Dominikanerkloster in Bozen. Unter dem Namen Brandolina Gabriella Serra ist sie seit jeher auch als Malerin tätig und stellt erstmals ihre Werke im April 2011 in Bozen aus.

**Sabine Funk** lebt seit einigen Jahren auf einem Bauernhof in Meran und arbeitet als PR-Frau und Texterin im Kulturbereich. Flexible Arbeitszeiten und genügend Freiräume sind ihr wichtiger als eine Festanstellung und ein Sparplan bei der örtlichen Bank. An Südtirol liebt sie die vielen Facetten zwischen Tradition und Moderne und die Berge... [mail@sabinefunk.de](mailto:mail@sabinefunk.de)

**Brigitte Mazohl**, seit 1993 ordentliche Universitätsprofessorin für Österreichische Geschichte an der Univ. Innsbruck, Leiterin des Instituts für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie an der Univ. Innsbruck, wirkl. Mitglied der Österreichischen

Akademie der Wissenschaften, Innsbrucker Sprecherin des Internationalen Graduiertenkollegs „Politische Kommunikation in Europa von der Antike bis zur Gegenwart“ (Universitäten Frankfurt, Trient, Bologna, Pavia, Innsbruck), Leiterin der Forschungsplattform Politik Religion Kunst, Plattform für Konflikt- und Kommunikationsforschung, Februar 2011 Verleihung des Ehrenzeichens des Landes Tirol. **Besondere Forschungsschwerpunkte:** Politische Geschichte Österreichs und Italiens in der Neuzeit, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, Kommunikationsgeschichte.

**Publikationen (Auswahl): Monographien:** Tirol 1809 – und danach? Über die Allgegenwart der Vergangenheit in Tirol (gemeinsam mit Bernhard Mertelseder, Johannes Weber), Tyrolia Verlag, Innsbruck 2009, 264 S. Zeitenwende 1806. Das Heilige Römische Reich und die Geburt des modernen Europa, Wien/Köln/Weimar 2005, 299 S. Die andere Geschichte. Eine Salzburger Frauengeschichte von der ersten Mädchenschule (1695) bis zum Frauenwahlrecht (1918), gemeinsame Autorenschaft mit anderen Autorinnen, Salzburg 1995, 336 S. **Sammelbände:** Abschied vom Freiheitskampf? Tirol und ‚1809‘ zwischen politischer Realität und Verklärung, hg. von Brigitte Mazohl und Bernhard Mertelseder, Innsbruck 2009, 524 S. (Schlern-Schriften Band 346). Österreichisches Italien – italienisches Österreich? Interkulturelle Gemeinsamkeiten und nationale Differenzen vom 18. Jahrhundert bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, hg. von Brigitte Mazohl-Wallnig und Marco Meriggi (Zentraleuropa-Studien 5), Wien 1999, 818 S. Bürgerliche Frauenkultur im 19. Jahrhundert, hg. von Brigitte Mazohl-Wallnig, Wien 1995, 443 S. Frauenbilder, Frauenrollen, Frauenforschung. Ringvorlesung an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Salzburg, hg. von Christa Gürtler, Brigitte Mazohl-Wallnig et al., Wien – Salzburg 1987, 189 S. **Herausgegebene Zeitschriften:** Bd. 1/2003: Ehegeschichten, hg. von Gunda Barth-Scalmani, Brigitte Mazohl-Wallnig, Edith Saurer Bd. 1/1996: Tausendundeine Geschichten aus Österreich, hg. von Brigitte Mazohl-Wallnig u.a. Bd. 2/1991: Intellektuelle, hg. von Brigitte Mazohl-Wallnig und Herta Nagl-Docekal. L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 1990 ff (Mitherausgeberschaft bis 2003).

[Brigitte.Mazohl@uibk.ac.at](mailto:Brigitte.Mazohl@uibk.ac.at)

**Marion Piffer Damiani**, geboren 1963 in Brixen, studierte Kunstgeschichte und Germanistik an der Universität Innsbruck. In den Jahren 1989 bis 2000 leitete sie die ar/ge kunst Galerie Museum Bozen. Von da an war sie als freiberufliche Kuratorin und Autorin tätig. Im Jahr 2007 erschien von ihr ein umfassender Beitrag zur „Kunst in Südtirol nach 1945“ für die zweibändige Publikation „Kunst in Tirol“ (hg. von Madersbacher/Naredi-Rainer, Innsbruck-Wien-Bozen). 2009 war sie Kunstkuratorin für die Landesausstellung „Labyrinth: Freiheit“ in der Festung Franzensfeste. 2011 erschien die Publikation „Arbeiten. Lavori in corso“. Seit 2010 ist sie Präsidentin der Stiftung Museion Museum für Moderne und Zeitgenössische Kunst – Bozen. [m.damiani@dnet.it](mailto:m.damiani@dnet.it)

**Alissa Thaler** wurde 1991 in Bozen geboren. Sie ist freie Spoken Word Poetin, Songwriterin und studiert derzeit Design an der Freien Universität Bozen. Bereits als Kind begann sie Kurzgeschichten und Gedichte zu schreiben, im Alter von 12 Jahren entdeckte sie schließlich das Songwriting für sich. Seit 2006 beschäftigt sie sich intensiv mit Slam Poesie (Performance Dichtung) und nimmt an zahlreichen Wettbewerben teil. **Preise und Wettbewerbe:** April 2009: Performance Dichtung „W il Fuchsia Hollywood“, Südtiroler Autorentage (mit Simon Cazzanelli);

Mai 2009: Gesamtgewinner des Südtiroler Medienwettbewerbs „Schwarz Weiß Bunt“ (mit Simon Cazzanelli); März 2010: Gewinnerin des Südtiroler Jugendredewettbewerbs (Neues Sprachrohr); Juni 2010: Drittplatzierte des Österreichischen Bundesjugendredewettbewerbs (Neues Sprachrohr); September 2010: Drittplatzierte „Morgenstern Slam“; Oktober 2010: Teilnahme Ö-Slam November 2010: Gewinnerin des Literarischen Wettbewerbs der Stiftung Sparkasse (Lyrik). [alissathaler@yahoo.de](mailto:alissathaler@yahoo.de)

**Katharina Hohenstein**, geboren in Wiesbaden. Studium der Politischen Wissenschaften und Amerikanistik in Frankfurt & San Francisco, wo sie nach dem Studium bis 1999 unter anderem bei einer Performance-Galerie und als Tutorin für sozial benachteiligte Schüler arbeitet. Zurück in Frankfurt: Sprachkurse für Banker, Assistentin eines Kunstsammlers, Pressesprecherin einer Immobiliengesellschaft. In Südtirol seit 2003: Redakteurin für in- und ausländische Medien, Pressearbeit für Kultur- und Kulturlandschaftsprojekte, Autorin von Filmen und einer Filmreihe. Gründet 2005 zusammen mit Harry Reich, Toni Colleselli und Sonja Steger die Südtiroler Kulturzeitschrift „vissidarte“, die sie zusammen mit ihrer Kollegin herausgibt. [kathoh@brennercom.net](mailto:kathoh@brennercom.net)

**Sonja Steger**, Sprach- und Kulturarbeiterin, geboren 1974 in Meran, lebt und arbeitet in Schenna, Meran und Mals. Schreibarbeit für Zeitschriften, Zeitungen, Kataloge, kulturelle Publikationen. Mitarbeiterin und Mitbegründerin der Meraner Kulturzeitschrift „vissidarte“. **Publikationen** (eine Auswahl): „worte schmieden aus stein“, Gedichte, mit Zeichnungen von Sabine Auer, Verlag: edition innsalz (2004); Flüssiges Feuer – Fuoco fluente – Arunda 75 (2008); „keine details“, Gedichte, Verlag: skarabaeus (2009); **Kulturarbeit:** Im Organisationsteam von und/oder Mitwirkende: (un)defined arts festivals (2004-2010); base camp 2 – modular-t bei kunst Meran im Haus der Sparkasse; modular-t Projekt Parkbank; vissidarte „Per Anhalter durch die Galerie“ – Kunst- und Performance Festival. „von atelier zu atelier“ – Atelierparcour in Obermais; ArtBank – Parkbankparcours in Schenna...

**Auszeichnungen/Stipendien:** 2. Preis in der Sparte Lyrik beim literarischen Wettbewerb für Hochschülerinnen und Gleichaltrige, ausgeschrieben vom Kreis Südtiroler AutorInnen im SKB, Distelvereinigung und Dokumentationsstelle für neuere Südtiroler Literatur (2006). Artist in Residence – Gastkünstlerin im Atelier der Stadt Salzburg (2007). Mitglied des Kulturclubs „ost-west-est-ovest“, des Trägervereins für zeitgenössische Kunst „freiraumk“, der Südtiroler Autorenvereinigung und des Kreises Südtiroler AutorInnen im Südtiroler Künstlerbund. Botschafterin der künstlerischen Denkwerkstatt „Freistaat Burgstein“ (A).

[www.sonjasteger.com](http://www.sonjasteger.com)

**Elfriede Kehrer** (geb. Thonabauer), geboren 1948 in Linz, Oberösterreich. Kindheit im Mühlviertel, Studium der Bildhauerei und Kunsterziehung bei Prof. Fritz Wotruba, Akademie der Bildenden Künste in Wien (Abschluss 1975). Lehrtätigkeit in Wien und Lienz. Lebt und arbeitet in Enneberg/Gadertal und in Wien, verheiratet mit dem Bildhauer Franz Kehrer, drei Kinder. **Bücher:** „an riffen des lichts“, edition thanhäuser, 2001 (bibliophile Ausgabe, die Herausgabe dieses Buches hat H. C. Artmann angeregt). „lichtschur“, skarabaeus verlag, Innsbruck/Wien 2005. „schärfe die schatten“, skarabaeus verlag, Innsbruck/Wien 2010. **Veröffentlichungen in Anthologien:** H. C. Artmann(Hg.) „Lyrik als Aufgabe“, Passagen Verlag, Wien 1995. „weißst du was schnee ist/frisch gefalle-

ner?“, Edition Raetia, Bozen 2004. „Da und Dort“, Studienverlag Innsbruck-Wien, Herbst 2006. „Lyrik der Gegenwart“, Feldkircher Lyrikpreis 2003-2007 (Hg. Erika Kronabitter, Edition Art Science 2008). „Odyssee Du Danube“, Anthologie de Poesie, Editions Titanic-Toursky, Marseille 2007 (wurde ins Französische übersetzt, Lesung im Toursky Theater in Marseille im Februar 2008). „La Revue des Archers“ – Publication littéraire semestrielle – Nr 14, Marseille, Mai 2008. **Texte in Literaturzeitschriften:** Facetten, Literar. Jahrbuch der Stadt Linz, 1998. V11#, Vorarlberger Literaturzeitschrift, Feldkirch 2003. Signum, Blätter für Literatur und Kritik, Dresden 2004. Podium, St.Pölten/Wien. **Vertonungen:** elfriede kehrer chorlieder, vertont von Felix Resch, Uraufführung 2006 unter der Leitung von Jiri Petrdlik / Prag, Lesungen in Wien, Marseilles, Südtirol. **Preise:** Prämie für literarische Leistungen, Bundeskanzleramt Wien (Jury: Franz Schuh, Alfred Kolleritsch, Brita Steinwendtner), Feldkircher Lyrikpreis, 1. Preis, Christoph-Zanon-Literaturpreis. **elli.kehrer@yahoo.de**

**Ganes**, drei Ladinerinnen aus La Val gründeten 2010 gemeinsam die Musikgruppe „Ganes“. Sie singen meist auf Ladinisch und haben mittlerweile ihre zweite CD produziert („rai de sorëdl“, 2010, „maï guai“, 2011). Es sind die Schwestern Elisabeth und Marlene Schuen und ihre Cousine Maria Moling. Alle drei kamen über die Hausmusik in ihren Familien zur Musik. Elisabeth Schuen studierte Gesang am Mozarteum in Salzburg, Marlene Schuen lernte Jazz und Gospelgesang am Konservatorium in München, Maria Moling studierte Jazzschlagzeug am Konservatorium in Klagenfurt. Elisabeth und Marlene Schuen spielen außerdem Geige. Alle drei haben auch Soloauftritte hinter sich. Ihre eigentliche Karriere aber begannen sie als Background-Sängerinnen bei Hubert von Goisern. Seit einem Jahr sind sie als „Ganes“ vor allem im deutschen Sprachraum unterwegs. **www.ganes-music.com**

## Autorinnen:

**Birgit Unterholzner**, geboren 1971 in Bozen, studierte Germanistik, Zeitgeschichte und Medienkunde an der Universität Innsbruck. Abschluss 1995. Mittelschullehrerin für Literarische Fächer. Mehrjährige Lehrgänge in den Bereichen Theaterpädagogik und Forumtheater. Bildungsreisen nach Mexiko, Thailand, Namibia und in die Sahara. Lebt heute als freie Schriftstellerin in Bozen. **Veröffentlichungen:** „Die Blechbüchse“ 2006, „Flora Beriot“ 2010, „Einen Sommer lang“ 2010. Übersetzungen ins Englische und Italienische. **birgit.unterholzner@dnet.it**

**Helene Flöss-Unger**, geboren in Brixen, am 29.09.1954. Bis 1991 Lehrerin an der Mittelschule. 1991 Übersiedlung nach Österreich, wohnhaft in Eisenstadt, Burgenland. Ab 1984 literarische Veröffentlichungen in in- und ausländischen Zeitschriften, Anthologien, im Rundfunk. **Bücher im Haymon-Verlag:** Nasses Gras. Erzählungen (1990), Spurensuche. Erzählungen (1992), Briefschaften. Roman, zusammen mit Walter Schlorhauser (1994), Dürre Jahre. Erzählung (1998), Schnittbögen. Roman (2000), Löwen im Holz. Roman (2003), Bruchige Ufer (2005), Der Hungermaler. Erzählung (2007), **Edition Tusch:** Wie viele Tode stirbt man im Traum. Erzählungen (1996). **innsbruck university press, Edition laurin:** Mütterlicherseits. Roman (2010). **Übersetzung:** Übersetzung aus dem Italienischen: Domenico Starnone: L'abilità. Deutscher Titel: Das Rasiermesser (2006), Haymon-Verlag. **helene.floess@aon.at**

## Fotos:

**Jasmine Deporta**, 1989 in Brixen geboren, Matura an der Lehranstalt für Werbegrafik Brixen 2009, studierte Kommunikationsdesign an der HTW Berlin 2009/10, seit September 2010 an der Fakultät für Design und Künste an der Freien Universität Bozen. Inspiriert von Farben, Träumen und der Jugend, versucht sie Übergänge zwischen verschiedenen Bereichen zu schaffen und einen eigenen Weg zu finden, mit Kunst, Fotografie und Design zu arbeiten. Ausstellungen: Life with art is good for you, Stadtgalerie Brixen 2011; Homegrown – Projekt Ausstellung „s'Tischl“, Handelskammer Bozen 2011; Moleskine, Freie Universität Bozen 2011. **www.jasminedeporta.com**

## Die Interviews führten:

**Alexandra Aschbacher** studierte in Innsbruck und Freiburg im Breisgau Geschichte und Germanistik. Nach mehreren Archivierungsprojekten beim Südtiroler Landesarchiv, begann sie bei der Tageszeitung „Südtirol 24h“ des ff Media Verlages ihre journalistische Arbeit. Nachdem diese eingestellt werden musste, arbeitet sie als Redakteurin des Südtiroler Wochenmagazins ff. **alexaschbacher@hotmail.com**

**Susanne Barta**, geboren in Innsbruck, lebt seit 1995 in Bozen. Studium der Rechtswissenschaften in Innsbruck und Wien. 2007 Master für Coaching und lösungsorientiertes Management an der PEF, Privatuniversität für Management, Wien. Gestalterin und Moderatorin der wöchentlichen Radiokultursendung „studio 3“ im RAI-Sender Bozen; Konzept und Redaktion der Frauenkulturzeitschrift alpenrosen; Publizistin, Moderatorin, Coach. **s.barta@tin.it**

**Karin Dalla Torre Pichler**, geboren 1964 in Bozen, Literaturwissenschaftlerin, Publizistin, Erwachsenenbildnerin und Business-Coach, lebt in Bozen und Stils. Studium der Deutschen und Klassischen Philologie (Lehramt) an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. Dissertation über die Lyrikerin Maria Ditha Santifaller 2003. Master of Advanced Studies Universität Innsbruck (Erwachsenenbildung) 2002. Coachingausbildung der Freien Universität Berlin 2011. 1989-1996 Unterrichtstätigkeit am Franziskanergymnasium Bozen, ab 1997 freiberufliche Tätigkeit (Einzelfirma „Littera“) als Kulturpublizistin, Kuratorin, Erwachsenenbildnerin, Lektorin, Redaktion der Zeitschrift Distel/kulturelemente, gemeinsam mit Alma Vallazza Zeitschrift „filadessa“ (Raetia Verlag), verschiedene Publikationen. 1999-2007 Leiterin der Dokumentationsstelle für neuere Südtiroler Literatur im Südtiroler Künstlerbund. 2007-2008 Ressortdirektorin für Denkmalpflege und deutsche Kultur in der Südtiroler Landesverwaltung, seit 2009 Ressortdirektorin für Denkmalpflege, Bildungsförderung, deutsche Kultur und Museen. **dallatorrekarin@me.com**

**Angelika Gasser**, geboren 1968 in Bozen, Übersetzerstudium in Triest, 2003 Diplom für Non-Profit-Management der Universität Fribourg/Schweiz, seit 2005 Leiterin des Amtes für Kultur der Südtiroler Landesverwaltung. **angelika.gasser@provinz.bz.it**

**Renate Mumelter**, 1954 in Bozen geboren, Studium der Germanistik, Vorsitzende der Südtiroler Hochschülerschaft (1976), Unterricht an Mittel-, Oberschulen und Universität, seit der Oberschul-

zeit publizistische Arbeit (u.a. RAI Sender Bozen, Kulturzeitschrift Sturzflüge, Filmkritik in der Wochenzeitung ff, Neue Südtiroler Tageszeitung), Mitbegründerin der Filmschule Zelig, Journalistin beim Deutschen Blatt des Alto Adige (1989-1996), seither im Presseamt der Stadt Bozen, Redaktion der Bozner „FrauenStadtGeschichte(n)“ (Folio Verlag). 2010 ist „Contro Corrente. Das Deutsche Blatt im Alto Adige“, Edition Raetia (Bozen), erschienen, das Eva Klein, Renate Mumelter und Günther Pallaver verfasst haben. Derzeit Vorsitzende des KulturForumCultura, einer Plattform, die Lobbying für Kultur und für eine offene Kulturpolitik zum Ziel hat. Gemeinsam mit Sabine Gruber verwaltet sie den literarischen Nachlass der Schriftstellerin Anita Pichler. Mit Sabine Gruber Herausgeberin von: „Es wird nie mehr Vogelbeersommer sein ... In memoriam Anita Pichler (1948-1997)“ (1998), „Das Herz, das ich meine. Essays zu Anita Pichler“ (2002). **rmumelter@libero.it**

**Margit Oberhammer**, geboren 1952 in Toblach/Südtirol, lebt in Bozen als Mitarbeiterin der Freien Universität Bozen, Kulturpublizistin und Kritikerin für verschiedene Medien. Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften. Herausgeberin der Anthologie „Wortkörper“. **maroberhammer@hotmail.com**

**Alexandra Pan**, geboren 1961 in Zürich, Studium der Kunstgeschichte in Wien. Arbeitet seit 1991 im Amt für Deutsche Kultur der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol: organisiert Veranstaltungen und koordiniert Publikationen des Kulturamtes. Sie war federführend beteiligt am Aufbau des Projekts und Online-Portals „Katalog der Kulturgüter in Südtirol“ (2003-2011), [www.provinz.bz.it/katalog-kulturgueter/default\\_de.asp](http://www.provinz.bz.it/katalog-kulturgueter/default_de.asp), und der „Servicestelle Museen“ (2005-2010). Referate und Fachbeiträge zu diesen Themen. **alexandra.pan@provinz.bz.it**

**Nina Schröder**, wuchs in Berlin auf. Studium der Germanistik, Theaterwissenschaft, Kunstgeschichte und Politik in München und Berlin. Lebte eine zeitlang in Turin und absolvierte die Journalistenprüfung in Rom. Arbeitet für Printmedien, Fernsehen und Radio mit Schwerpunkt im Bereich des Kulturjournalismus. Redakteurin bei der „ff – Südtiroler Illustrierte“ (1988-1993), beim „Südtirol-Profil“ (1993-1996), Mitherausgeberin der Südtiroler Kulturzeitschrift „sturzflüge – in picchiata“ (2000-2005), Herausgeberin von „Eres – Frauen Info donne“ vom Südtiroler Landesbeirat für Chancengleichheit (2001-2009). Seit 1997 freie Journalistin und Buchautorin. Sie schrieb u.a. „Hitlers unbeugsame Gegnerinnen. Frauenaufstand in der Rosenstraße“ (München 1997), „Das 20. Jahrhundert in Südtirol“ (5 Bände, Bozen 1999-2003), Merian Reiseführer Südtirol (München 2007). Lebt mit Mann und Sohn als freie Journalistin in Bruneck. **nina.schroeder@cheapnet.it**

alpenrosen 08

Edith Moroder (Text)

Eva Klein

Manuela Kerer

Frida Parmeggiani

Debora Scaperrotta

Erika Wimmer

Sissa Micheli

Margareth Obexer (Text)

Edith Eisenstecken/Evi Oberkofler

Schwester Klara Rieder

Veronika Gröber

Rut Bernardi

alpenrosen 10

Tizza Covi

Elisabeth Flunger

Martina Drechsel

Ulrike Kindl (Text)

Waltraud Staudacher

Ingrid Canins

Alma Vallazza

Lydia Ninz (Text)

Linda Wolfsgruber

Notburga Schenk

Federica Pallaver

Verena Winkler

alpenrosen 12

Barbara Tavella

Nadia Kammerer

Gabriella Serra di Cassano

Birgit Unterholzner (Text)

Sabine Funk

Brigitte Mazohl

Marion Piffer Damiani

Alissa Thaler

Helene Flöss (Text)

Katharina Hohenstein / Sonja Steger

Elfriede Kehrer

Ganes

alpenrosen 09

Esther Stocker

Sabine Gruber (Text)

Sylvia Pichler

Anna Maria Grandi Müller

Roberta Dapunt

Sabine Folie

Isolde von Mersi (Text)

Ingeborg Bauer Polo

Gerti Drassl

Veronika Riz

Cäcilia Perkmann

Heidi Gronauer

alpenrosen 11

Gabriela Oberkofler

Bettina Galvagni

Carmen Tartarotti

Esther Mitterstieler (Text)

Anna Wielander-Platzgummer

Ina Tartler

Anna Quinz/Kunigunde Weissenegger

Maria E. Brunner (Text)

Renate Kokot

Laura Tabarelli

Margareth Dorigatti

Judith Unterholzner



